This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

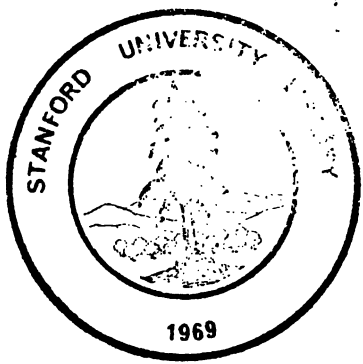
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


STANFORD UNIVERSITY
1969

Kaiſer Joſeph der Zweite und ſein Hof.

Von

L. Mühlbach.

Klara Müller Mundt

Erſte Abtheilung.

Kaiſer Joſeph und Maria Thereſia.

Dritter Band.

Berlin, 1856.
Verlag von Otto [illegible]e.

MEH

Kaiſer Joſeph

und

Maria Thereſia.

PT2438
M4K32
v.1:3

Von

L. Mühlbach.

Dritter Band.

Berlin, 1856.
Verlag von Otto Janke.

Inhalt des dritten Bandes.

Die Kaiserin-Wittwe . . . . . S. 3
Die Kaiserin als Aebtissin . . . . . " 22
Der Mitregent . . . . . " 43
Harun al Raschid . . . . . " 71
Das Censur-Collegium . . . . . " 90
Reformen . . . . . " 117
Rosenkranz und Scepter . . . . . " 143
Der Gang durch die Kaiserburg . . . . . " 154
Die regierende Kaiserin . . . . . " 172
Der entlassene Mitregent . . . . . " 197
Mutter und Sohn . . . . . " 214
Der Tod als Befreier . . . . . " 232
Die Spiegel . . . . . " 253
Die genesene Kaiserin . . . . . " 271

Erſtes Buch.

Der Kaiſer-Mitregent.

Erſtes Buch.

Der Kaiſer-Mitregent.

I.

Die Kaiſerin-Wittwe.

Verhallt war der Klang der Jubelhymnen und der Freude, welcher drei Tage lang das Kaiſerſchloß, die Straßen und Plätze von Insbruck durchrauſchte! Ueberall hatte man ſich beeilt, die Symbole der Freude, die Blumen und Fahnen, die Triumphbogen und Arkaden zu beſeitigen, und nach allen Seiten hin waren die Fremden geflohen, welche vor wenigen Tagen zu vielen Tauſenden nach Insbruck gekommen, um einem glänzenden Hochzeitsfeſt beizuwohnen. Das Hochzeitsfeſt hatte mit einem Todtenfeſt geendet, die Jubelhymnen der Freude waren übergegangen in die Trauerhymnen des Schmerzes!

Die Säle des Kaiſerſchloſſes in Insbruck waren verödet und leer, die Klänge der Luſt, welche geſtern noch dieſe weiten Räume durchhallten, waren verſtummt. Die Nacht war hereingebrochen, die erſte Nacht ſeit dem

Tode des Kaisers! Er lag noch immer auf seinem Feldbett da, so wie der Tod ihn getroffen, nur war der Glanz seiner Kleider, der Prunk seiner irdischen Hoheit von ihm genommen, und der, welcher gestern noch im spanischen Gallagewande, geschmückt mit dem brillantfunkelnden Orden des goldenen Vließes, als Kaiser von Ehrfurcht umgeben durch die Säle dahingegangen, lag jetzt im weißen Leichenhemd als Leiche in dem einsamen, todesstillen Gemach. — Niemand war bei ihm, die Kammerherrn und Kammerdiener, die Lakayen und Hofschranzen hatten nichts mehr zu thun in diesem öden, schauerlichen Raum, in welchem gestern noch ein Kaiser erwachte, und heute eine kalte, starre Leiche ihren letzten Todesschlaf hält. Niemand war bei dem todten Kaiser als zwei Todtenwächter, die, schläfrig mit dem Kopfe nickend, sich auf den zwei großen Lehnstühlen niedergelassen hatten, die in der Fensternische standen. Der Tod hatte das Ceremoniell aufgehoben, und in Gegenwart des todten Kaisers durften die wachehaltenden Kammerdiener des Kaisers sich immerhin setzen und einschlafen. Niemand wird sie heut Nacht in diesem Schlummer stören, denn morgen erst soll das Leichenceremoniell beginnen, morgen beginnt der Prunk der Trauerfeierlichkeit, morgen wird der todte Kaiser in den

Sarg gelegt, der da, unweit von ſeinem Lager, in der Mitte des Zimmer ſteht, das letzte Lager des für immer Entſchlummerten. Morgen wird man dem todten Kaiſer die letzten Ehren erweiſen! Aber dieſe Nacht noch bleibt das Ceremoniell und die Etiquette fern von dieſem Gemach des Todes. So hat es Maria Thereſia angeordnet, Maria Thereſia, die trauernde Wittwe des Kaiſers!

Tiefe Stille herrſchte im Kaiſerſchloß zu Insbruck. Jedermann war zur Ruhe gegangen, um nach den vielen Aufregungen und Erſchütterungen des Tages ſich vom Schlaf ein wenig Vergeſſenheit und Erquickung zu erflehen. Selbſt die Söhne und Töchter des todten Kaiſers hatten ihres Grams vergeſſen und waren eingeſchlummert; die Thränen um den geliebten Vater waren auf ihren jugendfriſchen Wangen getrocknet, die Seufzer und Klagen waren auf ihren Lippen verſtummt. Nur Maria Thereſia ſchlummerte nicht. Nur in ihre vom Weinen gerötheten Augen kam kein Schlaf, und in den Gemächern der Kaiſerin allein war man wach geblieben, trotz der hereinbrechenden Nacht, trotz der furchtbaren Erſchütterungen des verfloſſenen Tages.

Maria Thereſia hatte keine Zeit zum Schlafen und zum Ruhen, keine Zeit, um ihres Grams zu vergeſſen!

Sie hatte den Tag über viel geweint, ſie hatte ſich viele Stunden lang dem verzweiflungsvollſten Schmerz, dem tiefſten Jammergefühl überlaſſen, ſelbſt das Gebet hatte ihr keinen Troſt gewährt und ihre ſtürmiſche Verzweiflung nicht zu ſänftigen vermocht. Jetzt aber war ſie ruhig, hatte ſie ihren Thränen geboten, rückwärts zu fließen in ihr Herz, und nicht mehr hervorzuquellen aus ihren Augen! Jetzt hatte ſie keine Zeit mehr, um ihren Gemahl zu weinen, jetzt bedurfte ſie ihrer Augen, um für ihn zu arbeiten! Der Tod hatte alle Etiquette und alles Ceremoniell aufgehoben, und Maria Thereſia war zu dieſer Stunde nicht die regierende Kaiſerin, ſondern die trauernde Frau, die Wittwe eines heißgeliebten Mannes!

Als Frau waltete ſie jetzt in ihrem Gemach, als Frau wollte ſie dem einzigen Mann, den ſie geliebt, die letzte Ehre erweiſen! Sie, deren Hände ſonſt nur gewohnt waren, das Scepter zu führen, und ihre Namensunterſchrift unter Geſetze und Acten zu ſchreiben, ſie hielt jetzt zwiſchen ihren Fingern eine Nähnadel, und geſchäftig zog ſie die Nadel auf und ab durch das weiße feine Leinenzeug, das auf ihrem Schooße ruhte.

Maria Thereſia, die Kaiſerin von Oeſterreich, war in dieſer Stunde nur eine trauernde Wittwe, und für

den Mann, den ſie geliebt, nähete ſie das Leichentuch*).

Um ſie her ſaßen ihre vertrauten Kammerfrauen und Dienerinnen, aber Maria Thereſia erlaubte ihnen nicht, ihr Hülfe zu leiſten bei ihrem Werk. Nur die Nadeln durften ſie ihr mit neuen Fäden verſehen und ſie ihr darreichen, wenn der Faden ihrer Nadel aufgearbeitet war, aber ihre Bitten, helfen zu dürfen bei der Arbeit, wehrte die Kaiſerin faſt mit Strenge zurück.

Keine von Euch iſt es werth, an dieſer heiligen Arbeit mir zu helfen, ſagte ſie, denn Keine von Euch hat ihn geliebt. Er war für Euch Alle nur der gnädige Herr, der allzeit hülfreiche Kaiſer, aber für mich war er das Glück, die Freude und die Luſt meines Lebens. Ich allein habe ihn geliebt, und darum habe auch ich allein das Recht, ihm ſein Leichentuch zu nähen und ihn einzuhüllen in ſein letztes Erdenkleid!

Oh, Majeſtät, könnte doch Ihr ganzes Volk ſehen, was wir jetzt ſehen, rief die Gräfin Thun, mit Thränen der Rührung auf die emſig nähende Kaiſerin blickend. Könnte die ganze Welt Zeuge ſein, wie die große, erhabene Maria Thereſia in der Stille der Nacht hier ſitzt, und für den Gemahl das Leichentuch näht!

*) Coxe: history of Austria. Vol. V. 181.

Die Kaiserin hob mit einer schnellen Bewegung ihr Haupt empor, und ihre Augen flammten einen Moment mit dem gewohnten Feuerblitz.

Ich verbiete Euch Allen, von dieser meiner Arbeit hier zu erzählen, sagte sie gebieterisch. Ich befehle Euch, Jedermann zu verschweigen, was Ihr in dieser Nacht mich thun seht. Will nicht, daß mein Schmerz um meinen großen und geliebten Kaiser den müßigen, neugierigen Leuten ein Gegenstand des Geredes und des Mitleids werde; mag auch nicht Prunk treiben mit meinem Kummer und mir Lob damit ernten von den gleichgültigen Lippen der Menschen. In dem einfältiglichen Schmerz meiner Seele thue ich, was mein Herz mir gebietet, nicht aber um groß zu thun vor den Leuten. Wenn der Mann todt ist, so ist seine Frau eine Wittwe, welche das Recht hat, um ihn zu trauern, sei sie eine Kaiserin, oder eine Bettlerin. Ach, und ich bin jetzt arm und kummervoll wie eine Bettlerin, hab' ja das Liebste und Schönste verloren, was ich auf Erden besessen. Hab' meine Lebensfreude und mein Glück hingeben müssen an den kalten, grausamen Tod! Hab' —

Maria Theresia verstummte, lautes Schluchzen drang aus ihrer Brust hervor, und nicht länger im Stande, ihre Thränen zurück zu halten, verbarg sie ihr Antlitz

in dem Linnentuch, an dem ſie arbeitete, und weinte laut. —

Um Gottes Barmherzigkeit, Majeſtät, laſſen Sie nicht Ihre Thränen auf das Leichentuch fallen, rief die Gräfin Thun, indem ſie es wagte, mit ſanfter Gewalt das Tuch von dem Antlitz der Kaiſerin fortzuziehen. Es iſt nicht gut, das, was man in den Sarg legt, mit ſeinen Thränen zu benetzen, denn das giebt dem Todten, ſagt man, ein Recht auf den, der dieſe Thränen vergoſſen, und er zieht ihn nach.

Wollt', Du ſprächſt die Wahrheit, ſagte die Kaiſerin, welche ihre Augen getrocknet hatte und wieder zu arbeiten begann. Wollt', der Franzel holt mich zu ſich in ſeine Arm' und ich dürft' ausruhen an ſeiner Seiten von der Trübſal und Beſchwerde dieſes Lebens. Werde ja doch nimmer wieder froh werden, denn ich hab' in meinem Gemahl den zärtlichſten Freund meiner Jugend, den liebſten Gefährten meiner dreißigjährigen Ehe und meine ganze Lebensfreude verloren. In den erſten ſchweren zwanzig Jahren meiner Regierung minderte er meine Leiden und Sorgen, indem er ſie theilte, in den letzten zehn Jahren erhöhete er mein Glück, indem er es theilte!*)

*) Maria Thereſia's eigene Worte. Siehe: Vie de Marie Thérèse. Vol. II.

Wenn ich ihn anſchaute, fühlte ſich mein Herz erquickt, und alle Träume und alle Luſt meiner Jugend leuchteten mir aus ſeinen Augen wieder auf. Treu haben wir zu einander gehalten in herzlicher Liebe und Eintracht, und kalt und einſam wird hinfort mein Leben ſein, da mein einzig Geliebter nicht mehr an meiner Seite iſt!

Ja, es iſt wahr, rief die Gräfin Daun, Ew. Majeſtät iſt ein Muſter ehelicher Treue und Liebe geweſen! Ihre Treue hat ſich ſelbſt durch ſchlechten Lohn nicht irre machen laſſen, und Ihre Liebe iſt ſich immer gleich geblieben trotz Anderer Treubruch und Undankbarkeit.

Die Kaiſerin ſchaute mit einem ſchnellen, zornigen Blick von ihrer Arbeit empor. Ich verſtehe Sie nicht, Frau Gräfin Daun, ſagte ſie mit ſtolzem Ernſt. Weiß nicht, von was für Treubruch und Undankbarkeit Sie ſprechen will. Das aber gebiet' ich Euch Allen, daß Ihr müßiges Geſchwätz, mit welchem ſich die neugierige und boshafte Welt ergötzt, nicht weiter tragen ſollt, und alle kleinen und mißgünſtigen Geſchichten, wie ſie an jedem Hof und aus der Umgebung jedes Fürſten erzählt werden, in den Mauern des Pallaſtes verklingen und keine Sylbe davon hinaus tönen laßt unter die Menſchen! Fehler hat jeder vom Weib Geborener, aber edel und groß vor allen Andern war mein Kaiſer, und ſchön

und treu und herzinniglich hat er mich geliebt ſein ganzes Leben lang!

Sie neigte ſich tiefer auf ihre Arbeit und nähte emſig weiter. Keine der Frauen wagte es, die Stille zu unterbrechen; Aller Blicke waren mit innigem Mitgefühl auf die Kaiſerin gerichtet, welche da in ihren ſchwarzen Trauergewändern in der Mitte des von hohen Wachskerzen erleuchteten Gemaches ſaß, und an dem Leichentuch des Kaiſers nähete.

Eine tiefe Stille trat ein, nur zuweilen unterbrochen von den Seufzern, die wie unterdrücktes Schluchzen ſich aus dem Buſen der Kaiſerin emporrangen.

Endlich nach ſtundenlanger, raſtloſer Arbeit war das Werk vollendet, und die Kaiſerin erhob ſich von ihrem Lehnſeſſel.

Mit einem matten, traurigen Lächeln hob ſie das Leinentuch empor und warf es über ihr Haupt, daß es wie ein großer dichter Schleier über ihre hohe, majeſtätiſche Geſtalt niederfloß.

Mein Wittwenſchleier! ſagte ſie, ſich ſelbſt darin einhüllend. Ja, ſein Leichentuch iſt mein ewiger Wittwenſchleier. Will ihn erſt wärmen an meinem Leibe, damit er warm und lind meines Franzen kalte Bruſt

umhüllt! — Geht jetzt alle zur Ruhe und betet für den Kaiser und sein armes Weib!

Oh sein Sie gnädig, Majestät, bat die Gräfin Thun, gestatten Sie uns hier zu bleiben, bis Ew. Majestät sich zur Ruhe begeben. Erlauben Sie uns, den Pflichten unseres Dienstes nachzukommen, und an Ihrem Bett zu wachen!

Nein, sagte die Kaiserin ernst, ich dispensire Euch Alle heut von Eurem Dienst, nur Charlotte von Hieronymus soll bei mir bleiben!

Und indem sie ihrer vertrauten und geliebten Kammerfrau winkte, fuhr sie fort: sollst mir heut noch einen Dienst erweisen, Charlotte, und mir helfen mich frisiren, wie's einer Wittwe ziemt! Gute Nacht, meine Damen, gute Nacht!

Sie nickte leicht mit dem Kopf und schaute mit festem, stolzem Blick den Frauen nach, welche, sich tief und ehrfurchtsvoll verneigend, das Gemach verließen.

Als hinter der Letzten von ihnen sich die Thür geschlossen, wandte die Kaiserin sich rasch zu ihrer Kammerfrau um. Jetzt, Charlotte, sagte sie, jetzt sollst Du mich begleiten auf meinem letzten Gang zum Kaiser. Nimm eine Scheer' und komm!

Eine Scheere, Majestät? fragte die Kammerfrau erschrocken.

Maria Theresia deutete statt aller Antwort auf die große silberne Scheere, mit welcher sie zuvor das Leinen zugeschnitten.

Nimm! sagte sie, indem sie selber einen der silbernen Leuchter ergriff, die auf dem Tische standen, nimm und komm.

Und sich fester in das weiße Leinentuch, wie in einen Mantel, einhüllend, schritt die Kaiserin vorwärts, gefolgt von ihrer kleinen Kammerfrau, die mit angstvollen Blicken bald auf die Scheere, die sie in der Hand hielt, bald auf die Kaiserin schaute, welche mit hastigen, elastischen Schritten vor ihr herging.

So ging es vorwärts, durch hallende Säle und verödete Prunkgemächer; wie ein abgeschiedener Geist rauschte die lange, weiße Gestalt der Kaiserin, eingehüllt in das Leichentuch, durch die schweigenden Räume; das Licht, das sie in der Hand hielt, beleuchtete mit grellem Schein ihr bleiches Antlitz und ihre Augen, welche mit einem starren, seltsamen Ausdruck in das Leere schauten; hier und da blitzte aus der Dunkelheit irgend eine von dem Lichtschein getroffene Vergoldung der Säle hervor, oder gab ein Spiegel, an dem sie vorüberschritten, wie

eine Viſion das raſch vorübergleitende Bild der beiden Wandelnden zurück, bis die Schwärze der Nacht hinter ihnen wieder Alles bedeckte und verhüllte.

Jetzt ſtanden ſie vor einer Thür, die nur angelehnt war, und durch deren Fugen der Schimmer von Licht ihnen entgegen leuchtete.

Wir ſind zur Stelle, ſagte die Kaiſerin, ſtill ſtehend, und ſich einen Moment ganz erſchöpft an die Thür lehnend. Jetzt tritt leiſe auf, Charlotte, halt Deinen Athem an, und hüte Dich wohl ein Geräuſch zu machen, denn drinnen ſchläft der Kaiſer.

Sie öffnete mit einem raſchen Griff die Thür und trat ein, aber dann, gleichſam überwältigt von dem furchtbaren, ſchauerlichen Anblick, der ſich ihr darbot, that ſie einen Schritt rückwärts, und ein Zittern durchbebte ihre ganze Geſtalt.

Dort drüben auf dem Feldbett dieſe lange, weiße Geſtalt, dieſes bewegungsloſe, ſtarre Etwas mit der gelben, wächſernen Menſchenmaske, das war ihr Gemahl geweſen, der Mann, den allein auf Erden ſie geliebt! Und dieſe ſchwarze, offene, ſchauerliche Truhe, die da, inmitten der hohen Wachskerzen, auf dem ſchwarzen Sammetteppich ſtand, das war das letzte Ruhebett des Kaiſers, vor dem geſtern noch ſich Tauſende gebeugt,

und vor dem man heute ſo wenig Ehrfurcht nöthig hatte, daß die Wächter furchtlos neben ſeiner Leiche eingeſchlafen waren.

Aber Maria Thereſia's ſtarke Seele überwand bald den Schauder, der ſie überſchlichen hatte. Mit feſten Schritten ging ſie durch das Gemach, gerade zu den ſchlafenden Kammerdienern hin.

Wie ſie leicht mit ihrer Hand die Schulter des Einen berührte, ſchrak er empor und ſtarrte entſetzt in das Antlitz der vor ihm ſtehenden Kaiſerin.

Wecke Deinen Kameraden, und geht hinaus, ſagte die Kaiſerin gebieteriſch. Bleibt im Vorzimmer, bis ich Euch rufen werde!

Schweigend gehorchten die Beiden dem Befehl der Kaiſerin und ſchlichen hinaus, die Thür leiſe hinter ſich in das Schloß drückend. Neben dieſer Thür lag Charlotte von Hieronymus auf ihren Knieen und betete. — Die Kaiſerin ſtand einen Moment noch in ſich erſchauernd und erzitternd in der Mitte des Gemaches, dann eilte ſie raſcher vorwärts zu dem Lager hin, auf welchem der todte Kaiſer ruhte. Wie ſie ihn anſchaute, ihn, der für ſie immer nur ein Lächeln, ein Wort der Liebe gehabt, und jetzt ſo ehern kalt, ſo marmorernſt mit ſeinen glanzloſen, weitgeöffneten Augen, die man vergeblich ſich be-

müht hatte zu ſchließen, ſie anſtarrte, da drang ein wilder, qualvoller Schrei des Entſetzens aus ihrer Bruſt hervor, und ſie ſchlug die Hände vor ihr Antlitz, welches bleich geworden war, wie das des Todten.

Aber bald ließ ſie die Hände wieder niedergleiten, und legte ſie ſanft auf die geöffneten Augen der Leiche, über welche ſie ſich niederbeugte, und ſie lange und mit zärtlichen Liebesblicken anſchaute.

Schließ Deine Augen, mein Franzel, flüſterte ſie leiſe, ſchließ Deine Augen, die mich doch nimmermehr anſchauen wollen und die ſo kalt und ſtarr ſind, wie ich ſie niemals geſehen. Haſt ſie jetzt aufgethan da droben in einer ſchönern und beſſern Welt, wo Du die Herrlichkeit Gottes und der Welten ſchaueſt. Aber blick' auch zu mir hernieder, mein Kaiſer und mein Geliebter, und ſieh' wie Dein armes Weib Dich liebt und ſo gern ach ſo gern bei Dir ſein möcht'. Vergiß mich nit droben im Himmel, mein geliebter Franzel, ſondern bleib allzeit bei mir, wie mein Herz allzeit bei Dir bleiben wird. Habe Dich geliebt als Kind, als Mädchen als Frau, werde Dich noch lieben als Matrone und Greiſin. Sollſt immerdar wohnen in meinem Herzen und von keinem andern Bild und von keiner andern Liebe verdrängt werden. Hab' bis hierher gelei

meiner ersten und einzigen Liebe, will auch ferner mit ihr leben, und mit ihr sterben! Kein Anderer soll den Platz in meinem Herzen einnehmen, den Du eingenommen hast, kein anderer Mann soll jemals die Worte der Liebe von mir vernehmen, die meine Lippen nur für Dich gesprochen haben! Das schwöre ich Dir, mein Franzel! War Dir treu als Braut und als Gattin, will Dir auch treu bleiben als Wittwe! — Und jetzt lebewohl, mein Geliebter, lebewohl! Ich hab' mich Dir gelobt für alle Ewigkeit, und jetzt geb' ich Dir den letzten Brautkuß unserer Liebe.

Sie neigte sich tiefer und küßte die starren Lippen des Kaisers, und legte einen Moment ihr Haupt auf seine eherne, seufzerlose Brust. Dann richtete sie sich wieder empor und zog sanft ihre Hand von den Augen des Todten fort. Nun flog es wie ein stolzes, glückliches Lächeln durch ihre Züge hin, denn die Augen der Leiche waren geschlossen! Die warme, geduldige Hand der Gattin hatte vermocht, was keine andere zu Stande gebracht! Die Augen der Leiche waren geschlossen. Treu und gehorsam selbst noch im Tode hatte der todte Kaiser die Bitte der Kaiserin erfüllt und seine Augen der Erde geschlossen.

Oh schau hierher, Charlotte, rief die Kaiserin freuden-

voll, ſchau, wie mein Kaiſer mich liebt! Nein, er iſt mir nimmer geſtorben, ſeine Ohren hören mich noch, und ſeine Augen ſehen mich, und was ich ihn bitte, das thut er! Nur daß er ſo weit, weit von mir fern iſt, nur daß ich ihn nit mehr ſehen kann! Aber ich will nicht mehr klagen und jammern, will mich vertröſten auf den Tag, da ich wieder bei ihm ſein werde, da er mich in ſeine Arme nimmt, und ſeine Seligkeit mit mir theilt, wie er auf Erden manch' Unſeliges mit mir getheilt hat! Auf Wiederſehen, mein Franzel, auf frohes Wiederſehen!

Sie grüßte ihn noch einmal mit frohem Nicken ihres Hauptes und mit leuchtenden Augen, dann wandte ſie ſich um und nahm das Leichentuch von ihren Schultern, und breitete es ſanft über den Sarg aus, und ſtrich ſorgſam jede Falte weg, daß das Leinen gleichmäßig und faſt wie auf einem Ruhelager dalag.

Jetzt ruf mir die beiden Diener, befahl die Kaiſerin, und als ſie auf den leiſen Ruf Charlottens eintraten, winkte die Kaiſerin ſie näher zu ſich heran.

Helft mir den Kaiſer in ſein Ruhebett da tragen, befahl ſie. Ihr nehmt die Füße und den Leib, ich nehme ſein Haupt!

Und mit ihren ſtarken, nervigten Armen den Leib

des Kaisers umschlingend, hob sie ihn sorgsam und zärtlich, wie eine Mutter ihr schlummerndes Kind aufrichtet, empor, und trug die Leiche mit Hülfe der beiden Diener in den Sarg. Dann winkte sie ihnen wieder hinaus zu gehen, und hüllte mit geschäftiger Sorgfalt die erstarrte Gestalt in das weite Leichentuch ein, als wolle sie sie schützen gegen jede rauhe Berührung der Luft und der Kälte.

Und nun, Charlotte, sagte sie dann, nun komm hierher mit Deiner Scheere!

Und was befehlen Ew. Majestät, das ich thun soll? fragte die Kammerfrau, leise auf ihren Zehen zu dem Sarge herantretend, neben welchem die Kaiserin stand.

Mein Haar sollst Du mir abschneiden, befahl die Kaiserin, indem sie die schwarze Krepphaube abnahm und die Nadeln aus ihrem Haar löste, daß es jetzt in langen dicken Flechten über ihren Nacken niederfiel.

Nein, Majestät, nein, rief Charlotte, in Thränen ausbrechend. Nimmer kann ich diesen grausamen Befehl ausführen. Es ist unmöglich, daß Ew. Majestät im Ernst daran denken wollen, sich Ihres wundervollen Haars zu berauben!

Gutes Kind, sagte die Kaiserin, hast manche böse Stund' gehabt um mein „wundervolles Haar," hab' oft

in der Eitelkeit und dem Leichtsinn meines Herzens mit Dir gezankt und gegrollt, wenn Du mein Haar nicht prunkvoll genug arrangirt hattest, und jetzt bittest Du noch für diese Flechten, die Dir so manche Thrän' gekostet haben! Sollst nicht mehr um sie weinen, Kind! Nimm Deine Scheer' und schneide sie ab!

Bedenken Ew. Majestät aber, wie die Erzherzoginnen und die Erzherzoge jammern werden um die schönen Haarflechten der Kaiserin, die sie Alle so sehr geliebt, flehte Charlotte.

Sie würden sie doch nimmer wieder schauen, sagte Maria Theresia, denn die schwarze Haube wird keinem anderen Kopfputz Platz zu machen haben. Nimm also Deine Scheere!

Aber Charlotte zögerte noch immer. Ich soll diese Flechten abschneiden, klagte sie. Haben Ew. Majestät denn vergessen, wie sehr der Kaiser sie geliebt hat?

Just, weil ich es nit vergessen, sollst Du das Haar abschneiden, rief die Kaiserin. Es ist das letzte Opfer, das meine Liebe ihm bringen kann. Hab' nicht das Recht, wie die indischen Frauen, zu sterben mit dem Manne meiner Liebe. Die Religion verbietet es mir! Aber habe wohl das Recht, meinem Gatten ein Opfer meiner Liebe in den Sarg zu legen. Er hat sich oft

gefreut an meinem Haar, hat oft die langen blonden Flechten und Locken durch seine Hände gleiten lassen. Jetzt, da er sie nicht mehr schauen kann, soll auch kein Anderer sie mehr erblicken. Es ist die letzte Liebesgab', die ich dem Kaiser darbringen kann, das letzte Andenken an mein schönes Liebesglück, das ich dem Scheidenden mitgeben kann in sein dunkles Ruhelager! Red' also jetzt nit weiter, Charlotte, und sträube Dich nicht mehr! Nimm Deine Scheer' und schneide!

Die Kaiserin neigte ihr Haupt tiefer herab, und stand in demüthiger, gebeugter Haltung da, den Streich erwartend, der ihr Haupt seines schönsten natürlichen Schmuckes berauben sollte. — Charlotte von Hieronymus nahm seufzend die Scheere, und mit zitternder Hand schnitt sie von dem Haupt der Kaiserin die langen schönen Haarflechten, welche Maria Theresia ihrem Gemahl als letzte Liebesgabe in den Sarg legen wollte*).

*) Karoline Pichler: Denkwürdigkeiten Th. I. S. 28.

II.

Die Kaiserin als Aebtissin.

Die Todtenglocken waren verhallt. In der unterirdischen Gruft bei den Kapuzinern war die Leiche des todten Kaisers beigesetzt unter dem herrlichen Monument, das bald nach dem Beginn ihrer Regierung die Kaiserin für sich und ihren Gemahl hatte errichten lassen, und welches das Kaiserpaar darstellte, neben einander ruhend, nicht in der Starrheit des Todes, sondern in der ewigen Lebenskraft der Liebe, welche den Tod überwindet.

Damals in der ersten glücklichen Schwärmerei ihrer Liebe hatte Maria Theresia aller Welt die Ewigkeit und Unauflösbarkeit ihres Ehebundes verkünden wollen, und in der Fülle der Jugend und Schönheit hatte sie daher sich und dem Gemahl schon das Monument errichtet, welches zugleich das Monument ihrer Treue und Liebe sein sollte. Denn der jungen und schönen Kaiserin

war nicht einmal der Gedanke gekommen, daß der Tod diese Ehe lösen, und das Leben dann mit neuer Liebe und mit neuen Hoffnungen an sie herantreten könne daß nach dieser ersten Ehe beiden Theilen, wenn der Eine von ihnen begraben, vielleicht eine zweite Ehe möglich sei. Ihrer Liebe, ihrem treuen Herzen war eine solche zweite Ehe als eine Unmöglichkeit erschienen, und weil sie fühlte und wußte, daß nimmer ein Anderer neben ihr die Stelle ihres geliebten Franz einnehmen würde, hatte sie für ihn und sich schon das Lager des Todes gebettet. Aber auch im Tode wollte sie ihren „großen Kaiser" nicht als eine leblose, starr hingestreckte Gestalt sich denken, und wie er ewig in ihrem Herzen leben würde, sollte er auch im Tode an ihrer Seite leben. Nicht zwei Leichen, sondern zwei Liebende sind es, die da neben einander auf dem erzenen Lager in der Kapuzinerkirche zu Wien ruhen. Rings um sie her in ihren Grüften schlafen die Kaiser und die Kaiserinnen mit ihren Kindern und Verwandten, sie Alle hat der Tod überwunden und ihnen die Augen geschlossen, starr und kalt wie ihre Gebeine in den Särgen ruht ihre Gestalt in Stein oder Erz über denselben; das ewige Schweigen, die ewige Nacht des Todes liegt über den erstarrten Zügen, den leblosen Augen. Nur Maria

Thereſia und ihr Kaiſer ſchlafen nicht, nur ſie Beide haben die Augen geöffnet, nur ſie Beide, er halb aufgerichtet von ſeinem Lager, ſie, das Antlitz ihm zugewandt, ſchauen ſich an mit zärtlichen Blicken, mit glücklichem Lächeln, und der Genius des Todes, welcher hinter ihnen ſteht mit dem Cypreſſenkranz, verwandelt ſich für ſie in den Genius der ewigen Liebe, der ihnen den unverwelklichen Myrthenkranz darreicht.

Unter dieſem Monument, das ſchon ſeit zwanzig Jahren des Kaiſerpaares in der Kapuzinerkirche zu Wien harrte, ruhte jetzt der Kaiſer Franz. Die Leichenfeierlichkeiten waren beendet, die Todtenglocken waren verhallt, der lange Zug der freiwilligen und officiellen Leidtragenden hatte ſich zerſtreut; nur die Kaiſerin Maria Thereſia war noch in der Gruft zurückgeblieben, und neben dem ehernen Todeslager ihres Gemahls knieend, betete und weinte ſie viele Stunden lang. Aber endlich waren ihre Thränen verſiegt, und mit ihrer gewohnten ſtolzen Haltung trat die Kaiſerin aus der Gruft hervor; mit feſtem Schritt, mit hochgehobenem Haupte ging ſie durch die hallenden Gänge der Kirche dahin, dicht eingehüllt in die ſchwarzen Schleier, die ihre ganze Geſtalt umfloſſen und wie eine dunkle Wolke hinter ihr flatterten. Sie ſah nicht, daß die Mönche des

Kloſters ſich zu beiden Seiten ihres Weges aufgeſtellt hatten, ſie erwiederte nicht ihre demüthigen Begrüßungen, ſtarr war ihr Auge in das Leere gerichtet; wie eine Nachtwandelnde ſchritt ſie hinaus aus der Kirche, beſtieg ſie den Wagen, der ſie wieder zurückführte in die Kaiſerburg.

Aber nicht in die früher von ihr bewohnten Gemächer kehrte die Kaiſerin zurück, nicht zu dieſen von Glanz und Pracht, von Luxus und Feſtesſchimmer ſtrahlenden Räumen, welche Maria Thereſia bis jetzt an der Seite ihres Gemahls bewohnt, wandte die von der Gruft des Gemahls heimkehrende Kaiſerin ſich hin. Mit einem tiefen, bangen Seufzer ſchritt ſie vorüber an den Thüren ihres Glückes, die jetzt für immer geſchloſſen waren, und ſtieg langſam die ſchwarz behangene Treppe hinauf in das zweite Stockwerk des Pallaſtes, welches ſie jetzt bewohnen wollte. Welch ein furchtbarer, thränenreicher Contraſt zwiſchen dieſer neuen Wohnung der Kaiſerin und der, welche ſie früher inne gehabt. Dort funkelte Alles von Gold und Cryſtall, von Sammet und Seide, dort bedeckten köſtliche Gobelins, golddurchwirkte Sammettapeten die Wände, blühten auf den türkiſchen Teppichen die farbenreichſten, köſtlichſten Blumen des Orients, ſtanden vergoldete Meubles, mit Edelſteinen ausgelegte

Marmortiſche umher. Hier in den neuen Wittwenzimmern der Kaiſerin war Alles glanzlos und trübe; mit ſchwarzem Sammet waren die Wände beſchlagen und die Meubles bedeckt, nirgends Gold und Schmuck, Blumen und Farbenglanz, Alles trübe und öde, glanzlos und traurig, wie das Herz der Kaiſerin, welche jetzt ſo bleich und kalt, ſo reſignirt und ſchweigend durch dieſe Räume dahin ſchritt, um ſich in ihr Schlafgemach zu begeben. Trauriger noch als all' die übrigen Räume war dieſes neue, einſame Schlafgemach der Kaiſerwittwe. Als ob das Schwarz noch zu viel Farbe und Glanz enthalte, hatte Maria Thereſia für dies Gemach das öde, nichtsſagende, todeskalte Grau gewählt. Mit grauer Seide waren die Wände bedeckt, graue Vorhänge verhüllten ihr einſames Wittwenlager, ein grauer Teppich mit weißen Lilien durchwebt bedeckte den Fußboden, mit grauem Sammet waren die Meubles überzogen*).

Als die Kaiſerin in dieſes farbloſe, öde Zimmer eintrat, flog ein rührendes, trauriges Lächeln über ihr bleiches Antlitz hin, und gleichſam als begrüße ſie eine neue Welt, in die ſie jetzt eintrete, neigte ſie ihr Haupt nach beiden Seiten hin. Dann wandte ſie ſich langſam

*) Karoline Pichler: Denkwürdigkeiten I. 20.

rückwärts nach ihren Frauen, die leise und geräuschlos durch die schwarzen Trauerzimmer ihr nachgeschritten waren, und jetzt an der Thür des Schlafgemaches ihrer Befehle harrten.

Bringt alle meine Kleider, meine Schleppen und bunten Shawls, und all' meinen Putz und mein Geschmeide in den ersten Saal, sagte die Kaiserin, dort sollt Ihr mich Alle erwarten. Ich werde bald zu Euch kommen. — Man soll sogleich zum Fürsten Kaunitz gehen, ich lasse ihn bitten, zu mir zu kommen!

Die Hofdamen und Kammerfrauen eilten geräuschlosen Schrittes von dannen, die Kaiserin trat zurück in ihr Schlafzimmer, dessen Thür sie hinter sich schloß.

Während Maria Theresia in ihrer Einsamkeit vielleicht weinte und betete, waren ihre Damen damit beschäftigt, die kostbare Garderobe der Kaiserin, ihre Putzsachen und ihr Geschmeide in dem von der Kaiserin bezeichneten Saal zusammen zu tragen und zu ordnen. Auf eine kurze Stunde funkelte der Trauersaal nun wieder von Sammet und Seide, von Gold- und Silberstickerei, auf den schwarzen Sammetmeubles lagen jetzt Ballkleider von den leuchtendsten Farben, lange Schleppgewänder mit Gold durchwirkt, oder geschmückt mit schönen, künstlichen Blumen; der schwarze Marmor der

Tiſche diente jetzt den phantaſtiſchen Kopfputzen, den funkelnden Geſchmeiden zur Unterlage, Federn und Blumen, gemalte Fächer und goldene, mit Edelſteinen bedeckte Riechfläſchchen lagen dazwiſchen umher. In einen glänzenden Bazar des Luxus und der Mode hatte der Trauerſaal ſich jetzt verwandelt, und mit begehrlichen, lüſternen Blicken gingen die Damen der Kaiſerin zwiſchen dieſen Wundern der Pracht und Eleganz umher, nicht wagend, den Hoffnungen und Wünſchen, die ſie in ihrem Herzen hegten, Worte zu geben. Auf einmal aber blieben ſie Alle ehrfurchtsvoll ſtehen, und ſenkten ihre begehrlichen Blicke zur Erde nieder, denn ſie ſahen die Kaiſerin, welche langſam und ſtolz in ihren ſchwarzen Trauergewändern durch die Säle daher geſchritten kam, und jetzt zu ihnen eintrat. Welch' ein trauriger Contraſt zwiſchen dieſer Frau in der ſchwarzen Trauerhaube und den ſchwarzen Gewändern, welch' ein trauriger Contraſt mit dieſem Prunk und Glanz, der ſie jetzt umgab und ſie gemahnte an die Tage der Freude und des Glückes, die jetzt ſchon ſo weit, weit hinter ihr lagen!

Die Kaiſerin fühlte das, und legte mit einer raſchen Bewegung ihre Hand an ihren Buſen, als wollte ſie einen Schrei des Schmerzes zurückhalten, dann trat ſie

entſchloſſen an den Tiſch, auf welchem das Geſchmeide und der Putz lag.

Mit ſanfter, weicher Stimme, wie ihre Frauen ſie nie von ihr gehört, ſagte Maria Thereſia ihnen, daß ſie ihre Frauen, die Gefährtinnen ihrer glücklichen Tage, zu Erbinnen ihres Putzes und ihres Geſchmeides einſetze, und ſie bitte dieſe Gaben ihrer Liebe als Andenken an den Kaiſer von ihr anzunehmen. Dann wählte ſie unter all' dieſen Stoffen und dieſem Schmuck mit zartem Geſchmack dasjenige aus, was für eine Jede paſſend und geeignet erſchien, und ihren Anforderungen und Lebensbedürfniſſen entſprach.

Weinend, ſtumm vor Rührung und Schmerz, umſtanden die Frauen die hohe Geſtalt der Kaiſerin, und als Maria Thereſia jetzt mit zitternder Stimme und rührender Demuth ſie Alle um Verzeihung bat, wenn ſie vielleicht ſie gekränkt durch Heftigkeit und Stolz, als ſie ſie bat, um der gramzerſchmetterten Wittwe willen, die jetzt vor ihnen ſtehe, der glückesübermüthigen Kaiſerin, welche ſie einſt geweſen, zu verzeihen, da ſanken die Frauen laut ſchluchzend auf ihre Kniee nieder, und flehten mit der echten Beredtſamkeit der Liebe zu ihrer Herrin, ſie nicht zu verlaſſen und aufzugeben, ſondern bei ihnen zu bleiben und ihren Gram zu überwinden.

Die Kaiserin schüttelte traurig ihr Haupt. Bin keine Kaiserin mehr, sondern eine arme, demuthsvolle Dienerin des Herrn, welche keiner Dienerinnen und keiner Frauen mehr bedarf, sondern nur der Einsamkeit und Stille, um für die Ruhe Dessen zu beten, der in das Grab geschleudert ist, ohne die heiligen Sakramente und die Vergebung seiner Sünden empfangen zu haben! Betet für den Kaiser, Ihr Alle, Alle, und betet auch für mich!

Sie schlug den Schleier wieder über ihr Antlitz, und das Gemach verlassend, in welchem ihre Frauen noch immer weinend und schluchzend auf ihren Knieen lagen, wandelte sie langsam durch die Säle dahin zu ihrem Arbeitscabinet, das sie neben ihrem grauen Schlafzimmer, grau ausgeschmückt wie dieses, sich hatte einrichten lassen.

Und jetzt zu meinem letzten irdischen Geschäft! sagte die Kaiserin leise vor sich hin, indem sie die silberne Handschelle läutete, und dem eintretenden Kammerhusaren befahl, den Fürsten Kaunitz, so wie er komme, hierher zu führen.

Der Fürst wartet schon im Vorzimmer, berichtete der Diener; dann auf einen Wink der Kaiserin öffnete er die Thür, und Fürst Kaunitz trat ein.

Die Kaiserin hieß ihn mit einem stummen Neigen des Kopfes willkommen, und ließ sich müde und erschöpft in den Lehnstuhl niedergleiten, der vor dem Schreibtisch in der Mitte des Zimmers stand. Kaunitz, ohne eine Erlaubniß abzuwarten, nahm ein Tabouret und setzte sich Maria Theresia gegenüber.

Ew. Majestät haben mir die Ehre erzeigt, mich rufen zu lassen, sagte er nach einer langen Pause.

Ja, ich habe Ihn rufen lassen, denn ich habe Ihm Wichtiges zu sagen, erwiederte die Kaiserin.

Ich bin ganz Ohr, sagte Kaunitz, sich verneigend, ganz Ohr und ganz Bewunderung. Denn es ist wahrlich groß und erhaben, daß Ew. Majestät so ganz Ihrer heiligen Pflichten eingedenk sind, daß Sie dieselben höher stellen als Ihr Herzeleid und Ihren Gram! Ew. Majestät haben mich rufen lassen, um mit mir zu arbeiten! Es haben sich freilich vielerlei Geschäfte gehäuft, und vielerlei Fragen sind unerledigt geblieben seit der letzten Ministerconferenz, vor der Reise nach Insbruck.

Die Kaiserin schüttelte langsam ihr Haupt. Die Geschäfte kümmern mich nicht mehr, sagte sie, auch ließ ich Ihn nicht rufen, um mit Ihm zu arbeiten, sondern um Ihm zu sagen, daß ich nimmer wieder mit Ihm arbeiten will und werde!

Das heißt alſo, ſagte Kaunitz, indem er ſeine großen blauen Augen mit einem ſeltſamen Ausdruck auf die Kaiſerin heftete, das heißt alſo: Ew. Majeſtät wollen mich in Ungnaden entlaſſen? Ew. Majeſtät ſind nicht mehr zufrieden mit den Dienſten Ihres Obriſthofkanzlers und wollen ihm einen Nachfolger geben?

Nein, das heißt, daß ich ſelber mich zurückziehen will aus dem Geräuſch und der Eitelkeit der Welt, es heißt, daß meine Hände hinfort nicht mehr das Scepter halten können, weil ſie ſich falten müſſen zum Gebet, zum Gebet für meinen Kaiſer und Gemahl, der dahin gegangen iſt in die Gruft, ohne die heiligen Sacramente und die Vergebung ſeiner Sünden empfangen zu haben. Mein Leben und meine Kraft iſt gebrochen, die Krone drückt auf meinem Haupt, mag nicht mehr Kaiſerin ſein!

Sind Sie es denn geworden, weil Sie es ſein mochten? fragte Kaunitz mit ſeiner unerſchütterlichen Ruhe. Lag es in dem Willen Ew. Majeſtät, eine Kaiſerin zu werden, oder eine Erzherzogin zu bleiben? Was ſagten Ew. Majeſtät damals, als der tollkühne Churfürſt von Baiern für ſich die deutſche Kaiſerkrone beanſpruchte, und ſich als Kaiſer Carl VII. krönen ließ? Damals ſagten Ew. Majeſtät: „ich habe die Krone von

Gott und durch heiliges Erbrecht empfangen, und ich muß nehmen und behalten was Mein ist!" Oh, es ist viel edles Blut vergossen worden, um diese von Gott erhaltene Krone auf dem Haupt Maria Theresia's zu befestigen, und jetzt meinen Ew. Majestät, daß die Thränen der trauernden Gattin genügend sind, um den Glanz Ihrer Kaiserkrone zu verlöschen, und die Pflichten aufzulösen, welche die Kaiserin an Ihr Volk binden?

Jetzt meine ich, daß ich müde bin vom Leben und der Welt, daß ich mich zurückziehen will in die Einsamkeit und Stille des Klosters. Still, sage Er kein Wort mehr! Mein Entschluß ist gefaßt, und er ist unwiderruflich! In ein Kloster will ich mich zurückziehen, und das Kaiserschloß zu Insbruck soll dieses Kloster sein! Dort an der Stätte, wo Er gestorben ist, soll man den Hochaltar errichten, dort, wo ich einst als Kaiserin an Seiner Seite gestanden, will ich jetzt als Aebtissin auf meinen Knieen liegen und beten, beten, daß Gott Seine Seele aus dem Fegefeuer erlösen und ihr die ewige Ruhe geben möge! Meine Laufbahn als Kaiserin ist vollendet, und in die Hände meines Sohnes will ich jetzt das Scepter und die Krone niederlegen*)!

*) Coxe history of the house of Austria. Vol. V. 188.

Das heißt, Ew. Majeſtät wollen mit eigenen Händen das Werk wieder zerſtören, das Sie aufgebaut haben, Ew. Majeſtät wollen ſich muthlos zurückziehen von der Arbeit, und ſich ſelbſt und Ihren Pflichten ungetreu werden.

Ich will thun, was mein großer Ahnherr Carl der Fünfte gethan hat, rief die Kaiſerin lebhaft. Ich will meine irdiſche Hoheit ablegen, und in Demuth meinem Gotte leben!

Und es wird alsdann Ew. Majeſtät ergehen, wie es dem armen beklagenswerthen Kaiſer Carl erging! Ew. Majeſtät werden die Schwärmerei eines melancholiſchen, phantaſtiſchen Tages mit langer Reue bezahlen müſſen! Oder meinen Sie etwa, der arme Mönch habe es jemals vergeſſen können, daß er einſt der große Kaiſer geweſen, in deſſen Landen die Sonne niemals unterging? Meinen Sie, daß das Beten und Faſten, das Kaſteien und Horaſingen jemals in dem Herzen des Kaiſers die Erinnerungen an ſeine große Vergangenheit ertödten konnte? Daß jemals der ſtolze Kaiſer ſich in einen demüthigen Mönch verwandelt hätte? Wer einmal gekoſtet hat von dieſem berauſchenden Trank, der da heißt Macht und Ruhm, wer ſo hoch geſtanden, daß er dem Himmel näher geweſen als der Erde, und keine

andere Instanz und keinen andern Richter über sich gehabt hat, als Gott allein, der steigt nicht ungestraft hernieder von seiner Höhe. Oben mag ihm geschwindelt haben, aber unten angelangt im Thal, wird er mit bestaubten Füßen und blutender Brust zusammen sinken unter den Menschen, die ihm fremd sind mit ihren Empfinden, ihren Sorgen und ihren Neigungen, und die für seine Leiden und seine Enttäuschungen kein Mitgefühl und kein Erbarmen, sondern nur Hohn und Verachtung haben werden! Oh der Bettler, der auf der Straße dem Vorübergehenden seine vom Hunger abgezehrte Hand entgegen streckt, und um ein Almosen fleht, ist minder beklagenswerth als ein Fürst, der in dem Ueberdruß einer gelangweilten oder geängsteten Stunde freiwillig herniedersteigt von seinem Thron, die Krone von seinem Haupte nimmt, um es unter den Staub des Lebens zu beugen, und unter den gewöhnlichen Menschen selber ein gewöhnlicher Mensch zu sein. Den hungernden Bettler wird Jedermann bedauern, den vom Thron herniedergestiegenen Fürsten wird Jedermann verspotten, und er selber wird verzehrt werden von unfruchtbarer Reue; seine Erinnerungen werden wider ihn aufstehen, und den Eumeniden gleich, werden sie ihn hinaustreiben

aus dem Haine des Friedens und der Ruhe, in dem zu wohnen er keine Berechtigung hat!

Doch lebte Kaiser Carl noch zwanzig Jahre in seinem Kloster, rief die Kaiserin.

Aber welch' ein Leben, Majestät! Ein Leben der Reue, des unthätigen Grams, der schweigenden Verzweiflung. Wissen Ew. Majestät nicht mehr, was Carl der Fünfte zu dem Bischof von Toledo sagte, als dieser, gleich den andern Großen Spaniens, kam, dem Kaiser zu dem ersten Jahrestag seiner Thronentsagung Glück zu wünschen? „Ja, sagte der Kaiser, Ihr habt Recht, es ist heute ein Jahr, daß ich dieses Leben der Reue und der verzweiflungsvollen Selbstvorwürfe begann!" — Oh wahrlich, der Kaiser hatte Recht! Es ist besser, wie Cäsar von zwanzig Dolchstößen durchbohrt auf den Stufen seines Thrones niederzusinken, als freiwillig von dem Thron herniederzusteigen, um in einer Klosterzelle seine Reue und Verzweiflung zu begraben!

Besser für Den, welcher nicht, wie ich, abgeschlossen hat mit der Welt und der Eitelkeit! rief die Kaiserin, ihre großen, glänzenden Augen zum Himmel emporhebend. Mag mein Ahnherr Kaiser Carl bereuet haben, was er that, und wozu ihn freilich nur die Uebersättigung und die Langweile seiner Herrlichkeit und Größe

getrieben hat. Mich aber treibt mein Herz und meine Liebe, mich zieht nicht die Ueberſättigung, ſondern der Gram hernieder von meinem Throne, und weil ich ungeſtört und unbelauſcht weinen und beten will, darum flüchte ich in eine Zelle, wo Niemand bei mir ſein wird, als Gott und meine Erinnerungen!

Ja, ſagte Kaunitz energiſch, wo doch noch etwas Anderes bei Ihnen ſein wird: die Verwünſchungen und der Zorn Ihres Volkes nämlich! Oder meint Ew. Majeſtät etwa, daß die Völker, welche nicht Ihr Wille und Ihr Behagen, ſondern welche der Wille Gottes unter Ihren Scepter geſtellt, daß dieſe Völker es Ihnen danken werden, wenn Ew. Majeſtät ihnen die Treue brechen wollen, zu welcher ein Fürſt ebenſoſehr gegen ſein Volk verpflichtet iſt, als dieſes gegen ihn? Oh die Verwünſchungen, die Drohungen, welche man gegen die treuloſe Kaiſerin ausſtoßen wird, ſie werden wohl den Weg in Ihre Zelle finden, in dieſe Zelle, über welche Sie, wie die Verdammten der Hölle, die Worte des Dante ſetzen müſſen: Lasciate ogni speranza!

Und warum ſollte man mich verwünſchen und mir drohen? fragte die Kaiſerin. Ich laſſe ja meinen Völkern einen Nachfolger zurück, dem es früher oder ſpäter doch Unterthanenliebe, Gehorſam und Treue ſchuldig iſt!

Aber welcher zerstören kann und wird, was Ew. Majestät begonnen haben, welcher mit jugendlicher Hast den Bau überstürzen wird, den Ew. Majestät nach wohlüberlegtem Plan, besonnen und langsam aufzuführen begonnen? Wenn man aber dem neuen Hause zu früh die Stützen fortzieht, und es unter seinen zusammenstürzenden Mauern die Menschen begräbt, welche, dem Baumeister vertrauend, sich schon darin niedergelassen, wer ist es, den die Lippen der Sterbenden dann verwünschen werden, den sie ihren Mörder nennen werden? Den Baumeister! Nun denn, Ew. Majestät ist der Baumeister, welcher ein neues Oesterreich bauen wollte! Sie forderten dazu meinen Beistand und meine Hülfe, ich habe in die Hand Eurer Majestät geschworen, treu auszuharren im Dienste Oesterreichs und Eurer Majestät, und jetzt wollen Ew. Majestät unser Werk vollendet erklären, obwohl das Gebäude noch schwankt und auf seinen Stützen knarrt und zusammen fallen wird, wenn wir ihm den Rücken wenden! Nein, Majestät! Indem Sie meinen Schwur der Treue annahmen, haben Sie mir auch den Ihren gegeben, und ich, der Obristhofkanzler und Minister Ihres Reiches, ich entlasse Sie nicht aus Ihren Pflichten und Ihrer Treue! Ich fordere von Ihnen im Namen Ihres ganzen Volkes, daß

der Kaiſer Maria Thereſia ausharre auf der Stelle, auf welche das Schickſal ihn geſtellt hat, daß Ew. Majeſtät thue, was Ihres Amtes und Ihrer Pflicht iſt, und lebe, arbeite, und dem Willen Gottes gehorche, indem Sie die Krone, welche Gott Ihnen gegeben, ſo lange auf Ihrem Haupte feſthalten, bis die Hand Gottes ſelber ſie von Ihrer Stirn nimmt!

Die Kaiſerin war, während Kaunitz in heftiger Erregung ſo ſprach, von ihrem Stuhl aufgeſtanden und ging langſam und mit gerunzelter Stirn auf und ab. Als Kaunitz jetzt ſchwieg, blieb ſie vor ihm ſtehen und ſchaute ihm lange und tief in das Angeſicht, das heute von ungewohnter Aufregung zuckte und bebte.

Er iſt ein kühner und beherzter Anwalt meines Volkes, ſagte ſie, indem ſie ihn mit einem Nicken des Hauptes grüßte, ein tapferer Vertheidiger meiner Oeſterreicher, und ich freue mich deß, und werd's ihm nimmer im Zorn gedenken, was Er da Wildes und Reſpectwidriges zu mir geſprochen hat! Aber überzeugt hat Er mich nicht, und überwunden hat Er meinen Gram auch nicht! Er hat mich eben Seinen Kaiſer Maria Thereſia genannt! Merk's wohl, warum Er das gethan hat! Er wollt' mich mahnen, daß es Mannesarbeit iſt, die ich übernommen habe, als ich den Thron meiner

Väter beſtieg, und daß ich ſie zu Ende führen muß mit Mannesſtärke. Hab' auch bis hieher allzeit meinen Ruhm und meinen Stolz darin geſucht, zu handeln, zu denken, zu regieren und zu ſchaffen wie ein Mann, und nichts an mir zu dulden, welches die Menſchen berechtigte zu ſagen: ſie iſt doch nur eine Frau und hat die Schwächen ihres Geſchlechts! Ach, aber Gott, welcher mir vielleicht den Kopf eines Mannes gegeben, hat mir doch das Herz einer Frau gelaſſen, und für den Uebermuth und Stolz, mit dem ich ſtrebte nach Mannesruhm, hat er mich geſtraft, indem er das Weib in mir niederſchmetterte und zermalmte. Es iſt das Herz der Frau, das da in meiner Bruſt ſo ſchmerzlich zuckt und weint, und das Herz iſt jetzt mächtiger als der Kopf, und alle klugen Ermahnungen und alle Vernunftgründe bringen's doch nicht zur Raiſon und zum Schweigen! Die Frau in mir will ihr Recht haben; ſie iſt ſo lange zurück gedrängt worden, jetzt verlangt ſie ihr Recht, das Recht der Thränen, der Verzweiflung und der Klage! — Aber ich will Ihm doch zeigen, daß ich nicht eigenſinnig bin, und daß ich Seinen Rath und Seine Vernunft hoch halte! Will Ihm einen Beweis geben, daß ich mein Ohr nicht Seinen Worten verſchloſſen habe, und nicht in der Tollkühnheit der Verzweiflung den Entſchluß ge-

faßt habe, die Krone mit dem Nonnenschleier zu vertauschen. War, bis Er kam, fest entschlossen, noch heute meinem Thron und meinen Würden zu entsagen, den Joseph zu meinem Nachfolger, zum alleinherrschenden Kaiser Oesterreichs zu erklären und nach Insbruck abzureisen, um da im Schloß mein Kloster einzurichten. Jetzt, um Seinen Bitten zu genügen, will ich die Ausführung meines Plans noch auf vier Wochen verschieben, und will's bis dahin auch Niemand außer Ihm sagen, was ich zu thun fest entschlossen bin und bleibe! Ich will also den Joseph vorläufig nicht zu meinem Nachfolger, sondern zu meinem Mitregenten ernennen, und ihm unter diesem Titel die Regierungsgeschäfte übertragen. Aber wenn die vier Wochen der Prüfung, welcher ich mich freiwillig unterworfen habe, vorüber sind, wenn Er mich dann noch ebenso fest in meinem Gram und meiner Weltverachtung findet, noch ebenso sehnsuchtsvoll nach Einsamkeit und Stille, wird Er mich dann ohne Murren und Stirnrunzeln gewähren und mich meine Pläne ausführen lassen? Wird der Obristhofkanzler und Minister Oesterreichs dann die Kaiserin aus ihrer Pflicht entlassen und ihr gestatten, die Krone niederzulegen und Aebtissin zu werden?

Wenn Ew. Majestät in vier Wochen noch so denken,

wie heute, ſagte Kaunitz mit einem kaum merklichen Lächeln, wenn Sie nach vier Wochen, der unbeſchränkten Mitherrſchaft des Kaiſers Joſeph noch des Willens ſind, ſich in ein Kloſter zurückzuziehen, dann werde ich es nicht mehr wagen, Ew. Majeſtät mit meinen Vorſtellungen und Bitten zu beläſtigen, denn ich werde alsdann wiſſen, daß ſie nutzlos ſind!

Nun alſo! Ich trete mein Noviziat von vier Wochen an! In vier Wochen werde ich Aebtiſſin ſein! Jetzt wollen wir den Hof und die Vertreter der fremden Mächte zuſammen rufen laſſen, damit ſie im großen Throuſaal gegenwärtig ſind, wenn ich meinen Sohn Joſeph zu meinem Mitregenten erkläre!

III.

Der Mitregent.

Maria Thereſia hatte ihr Wort erfüllt. Sie hatte Joſeph, den Nachfolger ſeines Vaters in der deutſchen Kaiſerwürde, zu ihrem Mitregenten ernannt, und dem jungen Kaiſer alsdann Vollmacht gebend, in ihrem Namen zu regieren, Geſetze und Verordnungen zu geben, zu ſtrafen, zu belohnen und zu richten, hatte ſie ſich in ihre Gemächer zurückgezogen. Dort verweilte ſie ſeitdem in tiefſter Stille und Zurückgezogenheit, ſelbſt den Verkehr mit ihren Kindern ſtreng von ſich abwehrend, und nur ihrem Beichtvater, ihrer Oberhofmeiſterin und einigen ihrer vertrauteſten Freunde den Zutritt in ihre Trauergemächer, aber immer nur auf kurze Zeit geſtattend.

Joſeph, der junge Kaiſer von vier und zwanzig Jahren, war alſo jetzt der alleinige, der unumſchränkte Herrſcher über Oeſterreich, über Ungarn, die Lombardei

und die Niederlande! Er hatte das hohe, das köſtliche Ziel erreicht, er konnte jetzt daran denken, ſein Volk glücklich zu machen, die Mißbräuche und Uebelſtände abzuſtellen, die er lange und mit traurigem Herzen überall gewahrt, und ſchweigend hatte dulden müſſen; er hatte nicht mehr nöthig, dieſes Regiment der Prieſter, der alten Frauen, der Scheinheiligen und Heuchler zu dulden, welche es verſtanden, das Herz und das Ohr der Kaiſerin für ſich zu gewinnen. Er durfte ſie Alle aus dem Palaſt verweiſen, die ehrgeizigen und egoiſtiſchen Rathgeber früherer Tage, welche den Schleier der Bigotterie, des Aberglaubens und der Heuchelei über Oeſterreich ausgebreitet, damit es Nacht bleibe in den Herzen und den Köpfen des Volkes.

Jetzt ſollte es Tag werden, ein heller, ſchöner, glänzender Tag für Oeſterreich. Joſeph hatte die Zügel der Regierung in die Hand genommen, und er wollte ſeinen Völkern die Sonne und das Licht bringen! Sie ſollten mit unverhülltem Auge um ſich ſchauen, ſie ſollten die Wahrheit ſehen und erkennen dürfen, nicht mehr geleitet werden am Gängelband der Prieſterherrſchaft, nicht mehr durch Beten und Kaſtaien allein zu Beförderung, zu Ehre und Anſehen gelangen, ſondern nur durch Recht und Verdienſt, durch Tugend und Talent.

Seit diesem berauschenden, sinnverwirrenden, seligen Moment, wo Maria Theresia ihren Sohn hatte zu sich rufen lassen, wo sie im Beisein des Hofes ihn zu ihrem Mitregenten ernannt, und ihm ihre eigene Macht und ihr Ansehen übertragen, fühlte sich Joseph wie in eine wundervolle, strahlende Welt entrückt. Anfangs hatte er es wohl versucht, die Kaiserin zu bitten, von ihrem Entschluß abzustehen, und allein und unbeschränkt weiter zu regieren, aber indem er das gethan, hatte sein Herz gezittert vor Angst und Entsetzen, hatte er ein Gefühl gehabt, als werde er todt niederstürzen, wenn Maria Theresia seine Bitte erfülle. Aber die Kaiserin hatte einmal ihren Entschluß gefaßt, und die Bitte ihres Sohnes hatte daher keinen Einfluß auf sie geübt.

Sie hatte sich in die Einsamkeit ihrer Gemächer zurückgezogen, und Joseph war jetzt der Kaiser und der Herr! Er hatte nicht mehr nöthig zu schweigen und sich zu verhüllen, er durfte frei und unverholen sein Antlitz zeigen, seine Gedanken äußern und zur That werden lassen. Er durfte Er selbst sein!

Eine Nacht und ein Tag war vergangen, seit Maria Theresia ihren Sohn zum Mitregenten ernannt hatte. Der Kaiser hatte sie in fieberischer Aufregung durchlebt, tausend glühende, leidenschaftliche Gedanken und Pläne

hatten sein Herz bestürmt, und hielten ihn wach inmitten der Nacht. Wie hätte er schlafen können, Er, welcher jetzt wachen durfte über Millionen Menschen, die von ihm ihr Glück und ihren Frieden forderten, Er, welcher sich bereit fühlte, sein Herzblut tropfenweise hinzugeben, wenn es das Wohl seines Landes und seines Volkes erforderte.

Den ganzen ersten Tag hatte Joseph eingeschlossen mit den Ministern und ersten Räthen der Krone in der Hofkanzlei hingebracht. Dort auch war das Testament des verstorbenen Kaisers eröffnet worden, und Joseph hatte aus demselben erfahren, daß er jetzt nicht bloß die Macht, sondern auch Reichthum besitze, um seiner Macht den Glanz zu verleihen. Kaiser Franz hatte seinen Sohn zum Universalerben seines Privatvermögens eingesetzt, er hatte ihm seine Güter in Ungarn und Galizien, seine Kleinodien und Juwelen, er hatte ihm all' die Millionen Geldes hinterlassen, welche der industriöse Kaiser mit seinen Handelsgeschäften und Fabrikunternehmungen erworben hatte. Er hatte seinem Sohn endlich auch zwei und zwanzig Millionen Coupons*)

*) Diese sogenannten Coupons waren das erste Papiergeld, das in Oesterreich ausgegeben ward, und zwar in dem Jahre nach *dem siebenjährigen Kriege*.

hinterlassen, für welche der ökonomische Kaiser Franz dem Staat Oesterreich sein schönes geprägtes Gold geliehen hatte. Joseph also konnte sich jetzt den mächtigsten und reichsten deutschen Fürsten nennen, sein Vater hatte ihm ein Erbe im Gesammtwerth von einhundert und neun und funfzig Millionen Gulden hinterlassen*), seine Mutter hatte ihr Scepter und ihre Herrschergewalt in seine Hände niedergelegt. Aber Er, welchen die Verkündigung seiner Mitregentschaft in einen wahren Rausch des Entzückens versetzt hatte, nahm die Nachricht von seiner ungeheuren Erbschaft mit vollkommener Gleichgültigkeit auf. Sein Auge, welches vorher so strahlend und hell gewesen, schaute jetzt mit einem trüben Ausdruck auf die unglückseligen Papiere hin, welche da vor ihm lagen.

Ich wünschte, der Kaiser, mein Vater hätte alle Coupons an sich gekauft, und sie wären jetzt alle Mein, sagte er seufzend.

Aber Ew. Majestät würden keine guten Geschäfte dabei machen, wagte der Oberfinanzrath von Kinsky zu bemerken. Diese Coupons tragen wenig Zinsen, und außerdem ist Papiergeld immer nicht so sicher als Metall, es kann seinen Werth verlieren.

*) Hübner, Lebensgeschichte Joseph II. S. 28.

Es kann auch verbrennen, ſagte der Kaiſer lächelnd, man kann dieſe zwei und zwanzig Millionen in wenigen Minuten in ein Häufchen werthloſe Aſche verwandeln! Oh, es iſt eine ſchlechte Erfindung, dieſes Papiergeld, ein trügeriſcher Schein von Etwas, das nichts iſt, und doch viel bedeuten ſoll. Möchte wohl wiſſen, wenn alle Inhaber dieſer Coupons morgen ihre Auszahlung und Umwechſelung von der Regierungsbank fordern wollten, ob ſie ihr baares Geld dafür erlangen könnten?

Der Oberfinanzrath zuckte die Achſeln. Wenn ſie Alle auf Einmal kämen, nein, Majeſtät!

Aber ſie wären in ihrem guten Recht, wenn ſie's thäten, rief der Kaiſer heftig; ſie haben im Vertrauen auf die Regierung das werthloſe Papier als baare Münze angenommen, und ich werd's nimmer dulden, daß das Vertrauen meines Volkes jemals getäuſcht werde. Tragen Sie Sorge, daß dieſe zwei und zwanzig Millionen Coupons da ſorgfältig in Bündel gepackt und in meine Privatgemächer gebracht werden. Ich will bald weiter darüber beſtimmen.

Mit Arbeiten und Conferenzen war der erſte Tag der Mitregentſchaft Joſeph's vergangen, und überſtürzt von dieſer Fluth neuer Geſchäfte, neuer Lebensbeziehungen, hatte der Kaiſer noch nicht Zeit gefunden, ſich

ſeiner Familie, ſich ſeinem Volk in ſeiner neuen Würde zu zeigen.

Heute, am zweiten Tage ſeiner Mitregentſchaft, ſollte das geſchehen, heute ſollte Wien ſeinen neuen Kaiſer, den Mitregenten Maria Thereſia's, ſehen. Es war eine ſehr feierliche und freudige Veranlaſſung dazu, denn Wien feierte heute ein ſchönes Erinnerungsfeſt. Es feierte das alljährliche Dankfeſt zur Erinnerung an die durch König Sobieski und ſeine Polenſchaaren erfolgte Befreiung Wien's von den Türken*). — Die tiefe Trauer um den Gemahl und den Vater verhinderte die Kaiſerin und ihre Töchter bei dieſem Feſte, wie ſie es ſonſt in jedem Jahre gethan, ſich dem Volke zu zeigen, aber der Kaiſer wollte dabei ſein, er wollte ſich der heiligen Pflicht nicht entziehen, dankbar zu ſein, und inmitten ſeines Volkes den Manen des großen Polenkönigs ſein Dankopfer darzubringen. — Ganz Wien war daher in freudiger Bewegung, Jedermann wußte, daß Kaiſer Joſeph in der Stephanskirche der Sobieskimeſſe beiwohnen werde, Jedermann war begierig, den jungen Kaiſer zu ſehen, auf ſeinem Antlitz endlich ſeine lang verhüllten Gedanken leſen zu können. Vornehm

*) Dies geſchah 1683 den 12. September.

und Gering eilte daher mit neugieriger Hast dem Stephansdome zu, und die Feier des Dankes hatte sich schnell in ein Fest der Neugierde, der Erwartung verwandelt.

Aber während die neugierigen Wiener dem Dome zuströmten, verweilte der junge Kaiser noch immer in seinen Gemächern. Die Vorzimmer waren dicht angefüllt mit Männern jeder Art und jedes Standes, welche Alle in athemloser Erwartung dem Erscheinen des jungen Kaisers entgegen sahen. Jeder hatte ihm eine Bitte, einen Wunsch vorzutragen. Jeder wollte für sich einen Strahl der neuen aufgehenden Sonne auffangen. Man hatte sich mit Empfehlungen und Bittschriften versehen, man hatte mit Geld und Schmeicheleien die Lakaien und Kammerdiener des Kaisers gewonnen, damit sie die Bittschriften und Empfehlungen zur Weiterbeförderung an den Kaiser annehmen sollten, damit sie den Bittenden in den Vorzimmern einen Platz anweisen sollten, auf welchem der Kaiser sie bemerken mußte. So war es gewesen seit langen Zeiten her, so hatte man durch Schleichwege und Bestechungen, durch Hinterthüren und Heucheleien unter Maria Theresia sich zu Ehren und Würden empor geschwungen, so hoffte man es auch ferner zu thun unter der Mitregierung ihres Sohnes. —

Aber plötzlich verbreitete ſich ein paniſcher Schrecken unter all' dieſen in den Vorzimmern verſammelten Herren, plötzlich ſah man da Geſichter, welche vorher ſo übermüthig und keck drein geſchaut, erbleichen, plötzlich verwandelten ſich fromme, gottergebene Mienen in finſtere, zornerfüllte, denn in der Mitte all' dieſer vornehmen und hochmögenden Herren, welche dem Kaiſer ihre Huldigung darbringen und ſich ſeiner Gunſt empfehlen wollten, erſchienen jetzt die Kammerdiener und Lakaien des Kaiſers mit verlegenen, beſtürzten Geſichtern, die ihnen übergebenen Bittſchriften noch in Händen haltend. Sodann öffnete ſich die in das Kabinet des Kaiſers führende Thür und der Oberkammerherr, Baron Roſenberg, trat mit einem Papier in der Hand in die Mitte des erſten Vorſaals. — Die Kammerhuſaren hatten nicht nöthig, Ruhe zu gebieten, denn alle dieſe vorher ſo beweglichen, ſo hoffnungsreichen Leute blickten jetzt mit athemloſer Erwartung, mit ſtarrem Staunen auf den Oberkammerherrn hin, und inmitten dieſer allgemeinen Stille, dieſes tiefen Schweigens las dieſer die kaiſerliche Verordnung vor, den erſten Gruß des Kaiſers an ſein Volk! — Aber es war dies ein Gruß ganz eigenthümlicher Art, ein Gruß an die [illegible]en, welcher zugleich ein Verdammungsurtheil für die Böſen enthielt!

Es war eine in scharfen und strengen Worten abgefaßte Verordnung, in welcher der Kaiser „alle Schleichwege zu Ehrenstellen" verbot, und ein für alle Mal erklärte, daß er weder Bittschriften noch Empfehlungen aus den Händen seiner Hofbedienten annehmen, sondern „bei Beförderungen bloß auf Verdienste und gute Zeugnisse der Vorgesetzten Rücksicht nehmen werde"*).

Und nachdem der Graf Rosenberg diese Verordnung gelesen, legten die Lakaien die empfangenen Bittschriften auf den inmitten jedes Vorsaals befindlichen Tischen nieder, damit Jeder dort sich sein Eigenthum auswähle und dann von hinnen gehe.

Ew. Majestät haben sich heute viele Feinde gemacht, sagte der Oberkammerherr, in das Kabinet des Kaisers zurückkehrend. Ich sah da viel finstere und drohende

*) Hübner: Lebensgeschichte Kaiser Joseph II. Bd. I. S. 29. Hübner sagt an dieser Stelle: Dieses Verbot des Kaisers war in der That ein wahres Staatsbedürfniß. In den hohen Collegien des Landes waren von oben bis unten die allerelendesten Ritter angestellt, Männer, die oft kaum ihren Namen schreiben konnten und sich noch dazu sehr elende Schreiber hielten, die ihre Muttersprache erbärmlich radebrechten; Leute, die von der untersten Extraction durch Damenfrisuren und durch den glücklichen Speditionshandel mit mitleidigen Frauenzimmern zum Besten ihrer gnädigen Herrn, eine Stufe und Ehre nach der andern erschlichen [illegible]n, und der Regierung Sch[illegible]nde machten. Die Schleichw[illegible]n Ehrenstellen waren une[illegible] Der meiste Betrieb geschah [illegible] männliche und weibliche lange Röcke, und das Verdienst hatte selten die Ehre, ein Wörtchen mitzusprechen.

Geſichter in den Vorzimmern, und Mancher, der zu dem Tiſch trat, um ſeine Bittſchrift zu ſuchen, konnte kaum die Verwünſchung zurück halten, die auf ſeinen Lippen zitterte, und ſehr deutlich auf ſeiner Stirn zu leſen war.

Den Schleichern und Kriechern ein Schrecken zu ſein, wird mir allzeit eine ebenſo große Freude gewähren, als den ehrlichen und verdienſtvollen Leuten ein Freund und Gönner zu ſein, ſagte der Kaiſer mit frohem Lachen. Wenn meine Verordnung mir Feinde gemacht hat, ſo denke ich, wird ſie mir auch viel Freunde erwerben, und um der Freundſchaft der Guten willen darf man die Feindſchaft der Böſen nicht ſcheuen. Oh Freund, die Guten ſollen mit mir zufrieden ſein, denn ich hab' in dieſen langen, traurigen Jahren des Schweigens und Beobachtens viel geſehen, viel gelernt und mir Tag um Tag mit heiligen Schwüren gelobt, den Böſen zu vergelten, was ich ſie Uebles thun ſah, den Guten zu ihrem Recht zu verhelfen, ſobald nur mein Tag gekommen ſei. Und jetzt iſt er da, jetzt iſt Mein das Belohnen und das Beſtrafen, das Schaffen und Begründen. Die Nacht ſoll zu Ende ſein für mich und mein Volk, der Tag und das Licht ſoll uns Allen jetzt leuchten!

Der Himmel gebe, daß dieſer ſchöne und geſegnete

Tag nicht bald durch Wolken verdüstert werde, seufzte Graf Rosenberg.

Der Kaiser lachte. Was fürchtest Du, Freund? Hast so lange mit mir die Last des Schweigens und der Verstellung getragen, daß es Dich jetzt fast erschreckt, die Fesseln auf einmal von Dir genommen zu sehen. Kannst Dich noch nicht gewöhnen an die frische Luft, die uns plötzlich umweht seit wir die Maske von den Gesichtern genommen? Geduld, Freund, es soll Alles Anders werden. Unsere schönsten und kühnsten Träume sollen sich jetzt erfüllen, und was wir in mancher stillen und verschwiegenen Nacht heimlich und mit leisem ängstlichem Flüstern besprachen, das soll jetzt zur Ausführung gelangen. Reform! Reform! Das ist das große, göttlich schöne Wort, das ich jetzt meinem Oesterreich entgegen jauchzen will, mit dem ich es emportragen will aus geistiger Erniedrigung und Knechtschaft. Mein Volk hat lange genug gebetet, jetzt soll es denken lernen, es ist lange genug als unmündiges Kind von seinen geistlichen Lehrern in die Schule genommen, jetzt soll es seine Confirmation erhalten, und eintreten in die Reihe der Selbstständigen und Erwachsenen. Wo ich Mißbräuche sehe, da werde ich sie beseitigen sonder Ansehn der Person, wo ich dem Verbrechen begegne, da werde

ich es ſtrafen, aber wo ich das Gute ahne, da will ich es an das Licht ziehen, und der Tugend will ich lohnen mit freudiger Herzensluſt. Virtute et exemplo, das ſoll fortan mein Wahlſpruch ſein, durch Tugend und Beiſpiel will ich meinem Volke voran gehen, den Böſen ein Schrecken, den Guten eine Luſt.

Nur daß die Böſen viel mächtiger ſind, als die Guten, ſagte Graf Roſenberg ſeufzend, nur daß man auf die Freunde ſelten, auf ſeine Feinde immer zählen kann. Die Freunde vertheidigen ſelten, die Feinde greifen immer an, die Guten ſind gewöhnlich feige, vertrauensvoll und ſanft, die Böſen faſt immer muthig, heimtückiſch und den rechten Moment erlauernd.

Du ſprichſt da in Sentenzen, Freund, die ich nicht verſtehe, rief der Kaiſer lachend. Ich werde jedenfalls die Böſen ſo einzwängen und in Banden ſchlagen, daß ihnen nichts mehr zu erlauern bleibt.

Ew. Majeſtät werden das thun, wenn Ihnen Zeit dazu gelaſſen wird, ſagte der Graf, Ew. Majeſtät werden es thun, wenn Ihr Tag hell und klar bleibt, wenn —

Nun, was zauderſt Du? Sprich weiter! rief der Kaiſer ungeduldig, als der Graf ſchwieg. Was fürchteſt Du?

Ich fürchte, daß Ihr Tag sich bald mit Hülfe der Schwarzröcke und Betschwestern wieder verfinstern wird, flüsterte der Graf. Ich fürchte, daß die Kaiserin Maria Theresia Ew. Majestät nicht lange Zeit gönnen wird, diese Reformen, mit welchen Ew. Majestät Ihre Völker beglücken wollen, zur Ausführung zu bringen. Ich fürchte, es wird Ihren Feinden gelingen, die Thränen der Kaiserin zu trocknen und in die Hände, welche sich jetzt zum Gebet falten, wieder das Scepter zu legen. Ich habe die finstern, zornigen Mienen des Pater Porhammer, und das verdrießliche Gesicht der Gräfin Fuchs gesehen, ich habe schon gestern manch drohendes Wort, und manche leise Verwünschung gegen Ew. Majestät erlauscht. Und statt Ihre Feinde zu schonen, wollen Sie ihnen in's Gesicht schlagen, statt sie mit Freundlichkeit und Milde zu entwaffnen, wollen Sie sie mit Strenge und Unversöhnlichkeit noch mehr reizen.

Weil es so mein Recht und meine Pflicht ist, rief Joseph, weil ich mich stark genug fühle aller Bosheit und aller Chikane zum Trotz meinen Weg zu gehen, denn er ist der Weg der Wahrheit, des Rechts, der Ehre und der Tugend. Ich will keine Heuchler und Kriecher, keine Zwischenträger und Denuncianten zwischen mir und meinem Volk, frei wollen wir uns einander gegenüber

ſtehen, frei und ſonder Furcht einander in's Angeſicht ſchauen! Wir ſind lange genug mit ſpaniſcher Grandezza und italiäniſcher Komödianterie einhergeſchritten! Jetzt wollen wir einmal den Muth haben, auf ehrliche deutſche Weiſe es zu verſuchen, deutſch zu ſprechen, deutſch zu denken, deutſch zu empfinden. Das iſt mein ſchönſter Plan, meine ſeligſte Hoffnung! Oeſterreich ſoll deutſch fühlen, damit es dereinſt Deutſchland werde, damit in ihm aufgehen können alle die verſchiedenen Völkerſtämme, die Baiern und die Sachſen, die Heſſen und die Würtemberger, und wie ſie alle heißen mögen dieſe kleinen Zweige des Einen ſchönen großen Baumes, genannt Deutſchland. Warum ſollen die Zweige andere Namen führen, als der Baum, dem ſie entſproſſen, warum wollen die Aeſte in hochmüthigem Particularismus ſich einbilden, ein eigenes, freies Leben zu führen, da ſie doch nimmer ſich ablöſen können von dem deutſchen Stamm, da ſie doch von dieſem allein Lebenskraft und Nahrung empfangen? Deutſchland heißt der Baum, und Deutſchland ſollen dereinſt alle ſeine Aeſte und Zweige heißen! Hoch oben auf dieſen machtvollen majeſtätiſchen Baum, der mit ſeinem ſtolzen Gezweig hierhin die Grenzen Frankreichs, dorthin die Grenzen Polens beſchattet, oben auf dieſen Baum will ich das Banner Deutſchlands

und die Krone Deutſchlands legen, und vor ihm beugen ſoll ſich alsdann ganz Europa, und vor dieſem einigen großen machtvollen Deutſchland, das alsdann nur aus Einem Volk und aus Einem Herrn beſteht, ſollen die andern Völker Europa's in ſcheuer Ehrfurcht zurückweichen, buhlend um ſeine Gunſt, angſtvoll ſeine Feindſchaft vermeidend! Sieh, mein Freund, das iſt mein Traum von Glück, mein Traum der Zukunft!

Und wenn man Ew. Majeſtät anſchaut, wenn man in Ihr begeiſtertes Angeſicht, in Ihre flammenden muthvollen Augen ſieht, dann möchte man glauben, dieſer göttlich ſchöne Traum könnte noch eines Tages Wahrheit und Wirklichkeit werden! rief Graf Roſenberg freudig.

Er wird es werden, ſagte der Kaiſer mit einem wundervollen Lächeln. Weshalb ſollte Deutſchland weniger zur Einheit und zur Selbſtſtändigkeit berufen ſein, als alle übrigen Länder Europa's? War nicht Spanien einſt getheilt in mehrere Königreiche und Fürſtenthümer, hat nicht Frankreich ſich groß gemacht, indem es Navarra und Burgund und all die andern kleinen Souveraine ſtürzte und der einigen Krone einverleibte, iſt nicht England dadurch ſo groß und mächtig geworden, daß es ſich Schottlands und Irlands Kronen auf ſein

einzig Haupt ſammelte? Hat nicht Schweden ſich Eins gemacht mit Norwegen, und haben nicht die ruſſiſchen Czaren unter ihrem einigen Scepter die verſchiedenſten Völkerſtämme geſammelt und werden Deren noch mehrere ſammeln? — Die Einheit iſt Größe, und alſo muß und ſoll auch Deutſchland groß werden durch ſeine Einheit; ſeine Zerſtückelung iſt ſein Unglück und ſeine Schwäche. Ich will es ſammeln zur Einheit und Größe; von den Zinnen des Kaiſerſchloſſes zu Wien ſoll dereinſt die dreifarbige deutſche Fahne wehen, und der Kaiſer von Oeſterreich, der jetzt nur den Titel eines deutſchen Kaiſers trägt, ſoll einſt in Wahrheit auch der Kaiſer von Deutſchland ſein!

Graf Roſenberg ſchüttelte mit tiefem Seufzen ſein Haupt. Ach, ſagte er, Ew. Majeſtät ſind noch ſo jung, daß Sie noch an die Verwirklichung von Idealen glauben, und Götterträume für Wahrheit halten.

An die Verwirklichung von Idealen glauben heißt ſie ſchon halb in's Leben treten laſſen, rief der Kaiſer freudig. Seien wir zuerſt und vor allen Dingen ſelber deutſch, dann wollen wir ſehen, ob es uns nicht gelingen wird, Deutſchland deutſch zu machen! Hinweg alſo mit dem ſpaniſchen Gepränge und der italiäniſchen Prieſterwirthſchaft, deutſch ſoll mein Hof ſein, deutſch in ſeinen

Sitten und Gewohnheiten. Sorge dafür, Herr Oberkammerherr, daß man mir die fremdländischen Diener so viel als möglich entferne, und keine andere als Deutsche wieder wähle. Meine zwei italiänischen Kammerdiener, die gehorsamen Freunde des Pater Porhammer, sind von dieser Stunde an aus meinen Diensten entlassen, ich will nur deutsche Kammerdiener haben, und deutsch soll von heute an die Sprache meines Hofes sein! Sorge dafür! Dort auf dem Tisch findest Du ein Schreiben von mir an den Grafen Durazzo. Er wird von heute an die Güte haben nicht mehr der „Directeur des spectacles", sondern der Director des Theaters zu sein, und mein erster Befehl an ihn ist die italiänische Schauspielertruppe, ebenso wie die französische zu entlassen*). Aber Sorge soll er tragen, daß unser deutsches Theater gedeihe, und der deutschen Hauptstadt Ehre mache.

Oh, das ist ein Befehl, welchen die ganze männliche Jugend Wiens mit Entzücken willkommen heißen wird, rief der Graf freudig. Wie werden die Herren von der deutschen Gesellschaft jauchzen, wie glücklich wird Sonnenfels sein, wenn er von diesem Schreiben Eurer Majestät erfährt.

*) Groß-Hoffinger. Geschichte Joseph II. Th. I. S. 91.

Du kennſt alſo den Sonnenfels? fragte der Kaiſer.

Ich kenne ihn, Majeſtät. Nie gab es einen tapferern und entſchloſſeneren Deutſchen, nie einen glühenderen Prieſterfeind. Sein Leben ſetzt der Sonnenfels ein für Wahrheit und für Recht, und was er will, das will er mit ſeiner ganzen Manneskraft und ſeiner ganzen Geiſtesſchärfe. Hat er nicht, allen Machinationen und allem Prieſtergeſchrei zum Trotz, es durchgeſetzt, daß ihm ein Lehrſtuhl an der Univerſität hier eröffnet iſt? Lieſt er nicht zum Entſetzen der ſtaunenden Jeſuiten ein Collegium über Staatswiſſenſchaft, und wagt es in dieſen ſeinen Vorleſungen von dem Unheil der Prieſterwirthſchaft zu ſprechen?

Ich will den Sonnenfels kennen lernen, und auch die ſogenannte deutſche Geſellſchaft, die er gründete, ſagte der Kaiſer fröhlich. Ich liebe ſolche tapfere deutſche Männer, die ſich nicht ſchrecken laſſen von Prieſterröcken und Keuſchheits-Commiſſionen, und werde ſie daher auch allezeit beſchützen und fördern! Noch Eins, Freund Roſenberg! Da iſt noch ein Billet an den Fürſten Kaunitz, das heute noch zu beſorgen iſt, und das, ſo denke ich, den ſchönen Frauen und den jungen Männern Wiens willkommen ſein wird.

Dann hebt Ew. Majestät gewiß diese verhaßte und entsittlichende Keuschheits-Commission auf?

Ich mag's meiner Frau Mutter nicht sogleich zu Leide thun, sie aufzuheben, aber ich suspendire sie, sagte Joseph lächelnd, das Weitere wird sich dann finden. Fortan können die schönen Frauen wenigstens ruhig schlafen; haben nicht mehr zu fürchten, zur Nachtzeit von den neugierigen und unverschämten Herren Keuschheits-Commissarien gestört zu werden, die allzeit Böses sinnend und argwöhnend, der Unschuld oft genug die zornige Schamröthe auf die Wangen getrieben; fortan können die hübschen Mädchen auch immerhin allein und ungestört über die Gasse gehen, haben nicht mehr nöthig, immer die Augen niederzuschlagen, und die Perlen des Rosenkranzes durch die Finger zu schieben, wie sie's bis jetzt gemußt. Kein Keuschheits-Commissarius soll sie mehr fragen dürfen, woher sie kommen, und wohin sie gehen, und sie zur Lüge und Heuchelei verleiten! Reformen, Reformen überall, mein Freund! Die Sonne soll aufgehen, und über glücklichen und freien Menschen soll sie leuchten! Aber horch, da beginnen die Glocken zu läuten! Es ist Zeit zur Kirche zu gehen, Zeit meinem Volk meine ersten Liebesgrüße darzubringen! Laß uns gehen, Freund, es ist Zeit!

Aber Ew. Majeſtät haben noch nicht Toilette gemacht! rief der Oberkammerherr. Die Kammerdiener und Friſeure warten ſchon ſeit einigen Stunden im Toilettenzimmer, die köſtlichſten reichſten ſpaniſchen Gallakleider liegen bereit, dazu der goldgeſtickte Mantel und der Federhut.

Ich ſchenke Dir den ganzen Plunder, ſagte der Kaiſer lachend, und meine Kammerdiener mögen ſich theilen in meine ſchon getragenen ſpaniſchen Kleider. Die Zeit der ſpaniſchen Maskerade iſt vorbei, und nie wird der deutſche Kaiſer wieder ſpaniſche Kleider tragen. Die Uniform meines Regiments, das iſt mein Staatsgewand, kein anderes will ich jemals wieder tragen. Du ſiehſt alſo, daß ich bereit bin, laß uns gehen!

So erlauben Ew. Majeſtät, daß ich den Oberſtallmeiſter benachrichtige, damit der große Galawagen vorfahre!

Benachrichtige den Oberſtallmeiſter, daß er den großen Galawagen in der Remiſe laſſe, ſagte der Kaiſer lächelnd. Es iſt vorbei mit aller Gala, und aller Laſt der Etiquette. Bin ein Menſch, wie alle andern Menſchen, und ſtehe ſo feſt und ſicher auf meinen zwei Füßen, wie Ihr Uebrigen Alle. Mögen die Greiſe und die Gichtſchwachen fahren, meine Beine ſind jung und geſund, und ich werde ſie daher gebrauchen.

Aber Majeſtät, ſagte der Graf ſchüchtern, was wird das Volk ſagen, wenn es ſeinen Kaiſer ſo ohne den gewohnten und geliebten Prunk und Schimmer daher kommen ſieht! Es wird vermeinen, Ew. Majeſtät achteten es zu gering, um ſich ihm in ſeinem Glanz und ſeiner Würde zu zeigen.

Nein, das Volk wird fühlen, daß ich ihm entgegen komme als Menſch den Menſchen, daß ich ihm nicht meine Krone und meine kalte Fürſtenpracht, ſondern mein Herz entgegentragen will, und ſtatt mich anzuſtaunen und zu begaffen wie ein ausländiſches ſeltenes Monſtrum, wird es mich vielleicht lieben, und mir folgen aus Liebe, nicht aus dumpfer Pflicht! Das Volk hat immer ſeinen Sinn und zartes Verſtändniß für alles, was menſchlich und gefühlvoll iſt, und Du ſollſt ſehen, es wird mich freudiger begrüßen, wenn ich in ſchlichter Uniform als Menſch zu ihnen komme, denn wenn ich im vollen Prunk als Kaiſer vor ihnen aufgehe! —

Kaiſer Joſeph hatte wahr geſprochen. Das Volk, welches in dichtem Gedränge alle Straßen, durch welche der Kaiſerzug ſich dahin bewegen ſollte, belagert hatte das Volk begrüßte den jungen Kaiſer, der zu Fuß, nur von wenigen Generalen und Hofherren begleitet, in ihrer Mitte erſchien, mit einem Jubel, der, je weiter Joſeph

kam, ſich immer nur zu ſteigern ſchien. Anfangs hatte das Staunen über dieſe neue ungewohnte Erſcheinung eines Kaiſers, der ohne Prunk, ohne Wachen und Gefolge einfach und frei inmitten ſeines Volkes erſchien, die lauten Ausbrüche der Freude noch zurück gedrängt, aber nachdem dieſes Staunen einmal überwunden, ward der Jubel um ſo leidenſchaftlicher und machtvoller, drängten dieſe jauchzenden, frohlockenden, Hüte und Tücher ſchwenkenden Menſchen ſich immer dichter heran, um den Kaiſer zu ſehen, der grüßend und lachend kaum ſeinen Weg fortzuſetzen vermochte durch das wogende Gedränge.

Seht da das Wunder, rief jetzt eine tönende Stimme aus der Mitte eines dichten Menſchenknäuels, der ſich eben zur Seite des Kaiſers dahin wälzte, ſeht da den deutſchen Kaiſer, welcher es nicht verſchmäht, ein deutſcher Mann zu ſein! Schaut nur, unſer Kaiſer hat die ſpaniſche Tracht abgelegt, ſchaut nur, er trägt die deutſche weiß und rothe Uniform ſeines deutſchen Infanterieregiments. Hurrah, der deutſche Kaiſer trägt deutſche Soldatentracht! Es lebe Deutſchland und der deutſche Kaiſer!

Es lebe Deutſchland und der deutſche Kaiſer! brüllte, jauchzte und jubelte das Volk, und ſo von den Wogen des Volks faſt getragen, die Ohren betäubt von dem

brüllenden Jubelgeſchrei, den enthuſiaſtiſchen Grüßen gelangte der junge Kaiſer endlich zum Dom von St. Stephan. —

Jetzt ſchmetterten die Trompeten, ließ die Orgel ihre heiligen Tonwellen erklingen, jetzt begann der vor dem Hochaltar ſtehende, von Domherren und Prieſtern umgebene Cardinal von Migazzi mit voller Stimme das Salvum fac imperatorem nostrum zu ſingen, und von den offenen Kirchthüren her erſcholl das jubelnde Rufen des Volks: es lebe unſer deutſcher Kaiſer!

Joſeph, ganz überwältigt, ganz ergriffen von dieſem erhabenen, feierlichen Moment, ſank vor den Stufen des Hochaltars auf ſeine Kniee nieder, Thränen der Freude, der Rührung und des Entzückens entſtürzten ſeinen Augen, und die Hände feſt und inbrünſtig in einander faltend, ſagte er mit innigem flehendem Ton: oh, mein Gott, gieb mir Kraft, meine Pflicht zu erfüllen, und mein Volk glücklich zu machen!

Nachdem das Salvum fac imperatorem beendet war, begann die Todtenmeſſe und das Dankopfer für den Heldenkönig Sobieski und ſeine zwölftauſend Polen, und inmitten ſeines Volkes auf ſeinen Knieen liegend, dankte der Kaiſer Gott und den Manen der Polen für die Hülfe aus drohender Todesgefahr, für die Hülfe,

welche die Polen dem bedrängten Wien dargebracht, indem sie die bedrohte Stadt von dem barbarischen Feind, den ungläubigen Türken befreite.

Dieses Dankopfer für die heldenmüthigen Befreier Wiens, dies Dankopfer für die Polen, das war der erste öffentliche Act, welchem Kaiser Joseph als Mitregent beiwohnte*)!

Aber das Volk, welches dem Kaiser nachströmte, als er nach der Messe die Kirche verließ, das Volk sollte heute noch einem zweiten öffentlichen Act beiwohnen. Während Joseph freundlich grüßend und winkend den Weg nach der Kaiserburg wieder einschlug, sah man von der andern Seite der Straße einen seltsamen, räthselhaften Zug sich daher bewegen. Vorauf gingen Soldaten mit gezogenem Säbel und geschultertem Gewehr, ihnen folgte, von Pferden aus dem kaiserlichen Marstall gezogen, ein offener Wagen, auf welchem mehrere Beamte der Hofkanzlei in ihren Uniformen sich befanden, große zusammengerollte Bündel Papiere in ihren Händen haltend. Dem Wagen folgte wiederum ein Detaschement Soldaten mit geschultertem Gewehr, den Blick unverwandt auf den Wagen gerichtet.

---

*) Paganel: Histoire d'Autriche. Vol. II. S. 259.

Was bedeutet dieſer Zug? fragte ſich das Volk untereinander. Was ſollen dieſe Papiere, welche die Herren Hofcanzeliſten da in Händen halten?

Und um Antwort auf dieſe Fragen zu erhalten, ſtrömte das Volk dem Zuge nach, der ſich langſam und feierlich durch die Gaſſen dahin bewegte.

Endlich auf dem Kohlmarkt angelangt, hielt der Wagen ſtill, und die Beamten mit ihren Papieren ſtiegen herunter. Aber wohin lenken ſie ihre Schritte? Was iſt das, was ſich da inmitten des Platzes erhebt? Es iſt ein Scheiterhaufen, und neben demſelben ſtehen finſter blickende Männer mit brennenden Fackeln.

Das Volk weicht mit ſcheuem Entſetzen zurück. Eine Hinrichtung! Wer iſt es, den man verbrennen will?

Unter dem allgemeinen Entſetzen, dem dumpfen Murmeln der bleichen verſtörten Menge beſteigen die beiden kaiſerlichen Beamten die kleine hinter dem Scheiterhaufen angebrachte Tribüne, die Bündel Papiere noch immer in ihren Händen haltend. Jetzt legen ſie dieſe Papiere auf den Scheiterhaufen nieder, ſorgfältig ſie übereinander aufſchichtend zu einer lockern Pyramide, und nun hebt der eine der Beamten den Arm empor, und winkt der Menge, welche jetzt ſchon in lautem Geſpräch und Hin-

und Widerreden ſich ihre Vermuthungen mitzutheilen begonnen, Schweigen zu.

Sofort tritt eine tiefe feierliche Stille ein, und weithin über den Platz und die athemlos lauſchende Menge tönt die volle mächtige Stimme des Beamten.

Der Kaiſer Joſeph, der Mitregent der Kaiſerin Maria Thereſia, ſendet ſeinem geliebten Volk ſeinen Gruß! ruft er mit dröhnendem Ton. Heut, an dem erſten Tage ſeiner Mitregentſchaft, bei dem Dankfeſt für die edelmüthigen Polen, möchte der Kaiſer-Mitregent ſeinem Volk gern ein Zeichen ſeiner Geſinnung geben, und ihm beweiſen, wie ſehr er es liebt. Der Kaiſer hat von ſeinem Vater zweiundzwanzig Millionen Coupons ererbt; er ſchenkt ſie ſeinem Volk, weil er nicht will, daß es nach den traurigen und ſchmerzvollen Jahren des blutigen Krieges noch kranken und darben ſoll an Schuldenlaſt und materieller Noth. Dieſe Papiere hier, es ſind wohlgezählt die zweiundzwanzig Millionen Coupons, das Erbtheil des Kaiſers! Ihr Männer mit den Fackeln, im Namen des Kaiſers, thut Eure Pflicht, legt Feuer an dieſe Papiere, laßt ſie in Flammen auflodern, damit das Volk von Oeſterreich, welches in dieſer Stunde um zweiundzwanzig Millionen reicher wird, es inne werde, wie ſehr der Kaiſer ſein Volk liebt!

Die Fackeln berührten die aufgeſchichteten Papiere, hoch empor züngelten und ziſchten die Flammen aus dem leichten, trockenen Holz des luftigen Scheiterhaufens, und färbten mit flammender Gluth den blauen, glänzenden Himmel da droben, und die Geſichter der tauſende von Menſchen, die in wirrem Gedränge auf dem Platze wogten.

Jetzt verſchwand in dem hoch aufpraſſelnden, brauſenden Feuermeer die weiße Pyramide von Papier, höher ſchlugen die zuckenden Flammen zum Himmel empor. Das Volk, welches bis jetzt ſtumm geweſen vor Bewunderung und Rührung, brach jetzt aus in einen unermeßlichen Jubel; von allen Kirchthürmen der Stadt hallten die Glocken, die ehernen Dankesſtimmen Oeſterreichs an die Polen, höher und immer höher wirbelte die Feuerſäule empor, und in ihren Gluthen verſanken zweiundzwanzig Millionen, das erſte Liebesopfer, welches Kaiſer Joſeph II. ſeinem Volke dargebracht*)!

*) Hormayr: Oeſterreichiſcher Plutarch. Elftes Bändchen. S. 129.

IV.

Harun al Raſchid.

Kaiſer Joſeph war allein in ſeinem Toilettenzimmer. Er ſtand vor dem Spiegel und war damit beſchäftigt, über ſein volles üppiges Haar eine große Perrücke zu ziehen, die in langen phantaſtiſchen Locken über ſeine Schultern niederfiel, und der letzte Schmuck der ſeltſamen und ungewöhnlichen Toilette war, welche der Kaiſer heute angelegt hatte.

Der Kaiſer betrachtete dieſe Toilette ſelbſt mit ſichtlichem Vergnügen, und mit fröhlichem Lachen ſagte er zu ſich ſelber: Ich denke, Niemand wird in dieſem jungen verwogenen Menſchen mit den wallenden Lockenbüſchen, den dunkel gefärbten Augenbrauen, Niemand wird in dem jungen bürgerlichen Stutzer mit dem feinen modiſchen Anzug, den Kaiſer wiedererkennen. Ich darf es alſo wohl wagen, in dieſer Verkleidung ein wenig

umherzugehen, und meine Nachforschungen anzustellen. Will und muß Alles selbst sehen, selbst prüfen und kennen lernen, denn nimmer kann es mir sonst gelingen, Gutes zu schaffen, Neues zu wirken, die Mißbräuche zu beseitigen, den Uebelständen abzuhelfen. Es stehet geschrieben: Prüfet Alles, und das Beste behaltet! Also will ich Alles prüfen, aber ich fürchte, ich werde nur Weniges behalten können.

Er trat von dem Spiegel zurück, warf den kleinen pelzverbrämten Mantel über die Schultern, setzte den dreieckigen kleinen Hut mit der wallenden weißen Feder auf seine stolze Lockenperrücke, nahm das kleine aus Weinreben geschnitzte und mit goldenem Knopfe geschmückte Spazierstöckchen in die Hand und trat wieder zum Spiegel hin, um noch einmal mit prüfenden Blicken seine ganze Gestalt zu beschauen.

Ein vollkommenes Herrchen nach der neuesten Mode, das heißt, ein vollkommener Narr ist es, der mir da aus dem Spiegel entgegen schaut, sagte der Kaiser lachend zu sich selber. Es wäre in der That eine unverzeihliche Beleidigung, wenn man es wagen wollte, hinter diesem jungen Stutzer den deutschen Kaiser zu vermuthen! Jetzt auf den Weg, und möge mein Vorgänger, Harun al Raschid, weniger Abenteuer erlebt

aben, als ich ſie auf meinen Wanderungen zu erleben offe.

Er hüllte ſich feſter in ſeinen Mantel ein, und trat urch die kleine Seitenthür ſeines Toilettenzimmers hin- us auf den Corridor, welcher von den Gemächern des aiſers zu denen ſeiner Gemahlin führte. Es war ſehr lten, daß der Kaiſer dieſen Corridor betrat, und es efanden ſich daher in demſelben weder Wachen noch ienerſchaft. Still und unbeachtet lebte die junge Kai- rin Joſepha in dem Innern ihrer Gemächer, und nie ehr ſeit dem erſten Tage ihrer Vermählung war ihr emahl wieder durch jene Tapetenthür, welche in ihr chlafzimmer führte, zu ihr eingetreten. Dieſe Thür ar daher verſchloſſen, und der Corridor war öde und er. Unbemerkt konnte Joſeph über ihn hinſchlüpfen, nbemerkt gelangte er zu der kleinen Treppe, die in das ntere Stockwerk führte, und dann ſchritt er mit hoch- hobenem Kopf, keck um ſich ſchauend, über die Vor- lle dahin. Die Wachen ſalutirten nicht, und ganz nerkannt und unbeachtet gelangte Joſeph hinaus auf e Straße.

Jetzt alſo, ſagte der Kaiſer mit frohem Behagen zu ch ſelber, jetzt bin ich zum erſten Mal ein Menſch ie andere Menſchen auch. Es wird zu dieſer Stunde

Niemanden einfallen, die ewige und unveräußerliche Majeſtät auf meiner Stirn zu entdecken, und Niemand wird vermeinen, daß das Kaiſerblau meiner Augen von einem ganz anderen, erhabeneren Glanz ſei, als das aller übrigen blauen Augen!

Aufgepaßt! ſchrie in dieſem Moment eine drohende Stimme dem achtlos und gedankenvoll dahin ſchreitenden Kaiſer entgegen. Aufgepaßt, und aus dem Wege gegangen! Oder meint der feine Herr etwa, daß ich ihm ausweichen ſoll?

Nein, wahrhaftig Ew. Gnaden, das mein' ich nicht, ſagte Joſeph lachend, indem er mit einem gewandten Seitenſprung dem gewaltigen coloſſalen Mann auswich, der in Hemdsärmeln, ſchweißtriefend den ſchwerbelaſteten Karren mit Mauerſteinen hinter ſich herzog.

Der Karrenſchieber hielt an, und dem jungen lachenden Stutzer den Weg vertretend, fragte er mit donnernder Stimme: Was unterſteht der Herr ſich, mich Ew. Gnaden zu nennen? Denkt der Herr mich etwa zu verſpotten? Meint der Herr etwa, daß er was Beſſeres iſt, weil er das Geld ſeiner Aeltern verpraßt, und ſich herausgeputzt hat wie 'ne Kränzeljungfer auf der Kirmeß?

Behüte der Himmel, daß ich Euch zu foppen wagen wollte, ſagte Joſeph, verſichere Euch vielmehr, daß mir

Eure ungeheuren Fäuſte und Eure Rieſengeſtalt ungeheuren Reſpect einflößen, und daß ich um Alles in der Welt willen Euch nicht beleidigen möchte.

So geht Eurer Wege, Ihr luſtiges Herrlein, ſagte der Karrenſchieber murrend, und Joſeph eilte an ihm vorüber, frohen Herzens, dies Mal noch, ohne Aufſehen zu erregen, davon gekommen zu ſein.

Es wäre doch auch in der That ein wundervolles Ereigniß für die Bücher der Weltgeſchichte geweſen, ſagte Joſeph lachend zu ſich ſelber, wenn man den deutſchen Kaiſer hier im Kampf mit einem Karrenſchieber entdeckt hätte. Ach, ach, wie würde meine Majeſtät von Gottes Gnaden zuſammengebläuet worden ſein von den herkuliſchen Fäuſten dieſes Herrn von Volkes Gnaden, und blos weil ich mich unterſtanden hatte höflich zu ſein. Ich glaube, es iſt gar nicht ſo ganz leicht als gewöhnlicher Menſch mit den Menſchen umzugehen, und ich müßte erſt mit manchem bittern Verweis von ihnen ihre gute Lebensart lernen. Aber was iſt das? Warum weint wohl dieſes arme Kind, das da vor mir geht?

Und der Kaiſer beſchleunigte ſeinen Schritt, und näherte ſich dem Mädchen, das gebeugten Hauptes, weinend und ſchluchzend die Straße entlang ging. Es

war ein junges Mädchen von kaum sechszehn Jahren; ihre zarte, schmächtige Gestalt war trotz des kühlen Herbsttages nur leicht bekleidet mit einem oft geflickten, aber saubern Gewande von dunklem Wollenzeug, ein verwittertes und verwaschenes Seidentuch bedeckte ihre Schultern; ihr bleiches, liebliches Antlitz war von Thränen überfluthet, und ihre Lippen flüsterten leise Klagen, die indessen Niemand beachtete. Unter ihrem rechten Arm trug sie ein in ein schwarzes Tuch eingeschlagenes Bündel, auf das sie zuweilen ihre von Thränen umdüsterten Blicke niedersenkte, als wolle sie sich überzeugen, daß dieser kostbare Schatz noch nicht verloren gegangen.

So schritt das Mädchen, gebeugt und weinend, die Straße dahin durch das fröhliche Wogen und Treiben der Menschen, die in ihrem geschäftigen Egoismus keinen Blick, keine Beachtung für ihre Thränen und ihren Jammer hatten, und in deren Mitte das Unglück immer allein und einsam dahin schleicht.

Auf einmal fragte eine milde sanfte Stimme neben ihr: was weinst Du, mein Kind?

Das Mädchen schrak zusammen und blickte scheu empor zu dem Antlitz des jungen Mannes, der sie mit seinen großen blauen Augen so freundlich und mitleidsvoll anschauete.

Ich weine, weil ich unglücklich bin, und Grund zum Weinen habe, ſagte ſie ſtill vor ſich hin, indem ſie raſcher vorwärts ging. Aber der Kaiſer blieb an ihrer Seite. Was eilſt Du ſo? fragte er. Fürchteſt Du Dich vor mir?

Ich fürchte die Herren Commiſſionnaire der Tugend, ſagte ſie erröthend. Wenn ſie mich ſehen, werden ſie mich wieder anhalten, und mich wieder beſchimpfen mit ihren beleidigenden Vermuthungen und Verdächtigungen.

Haben ſie Dich ſchon einmal verdächtigt, armes Kind?

Ja, Herr! Ich ging denſelben traurigen Weg wie heute, und doch ſagten ſie, ich ſei auf ſchlechten Wegen, und ich weinte blos deshalb, um die Aufmerkſamkeit der Vorübergehenden auf mich zu ziehen. Ach, und es waren doch ſehr ernſthafte Thränen, die ich weinte, ſo ernſthaft, daß ich ſchier vermeinte, das Herz würde mir brechen. Geht, Herr, geht. Da ſeh' ich einen Mann daher kommen, der grad' ausſchaut, wie ein Keuſchheits-Commiſſionair. Bringt mich nicht in's Unglück. Ich habe überdies ſchon meinen Roſenkranz vergeſſen, und das macht mich verdächtig! Kümmert Euch nicht um mich! Ich weine blos für mich, nicht um Aufſehen zu machen! Laßt mich alſo!

Nein, mein Kind, ich will wiſſen, weshalb Du weinſt? ſagte der Kaiſer ſanft. Fürchte nichts, der Kaiſer hat, ſo ſagt man, die Keuſchheits-Commiſſionen aufgehoben.

Hat er das? fragte das Mädchen aufathmend. Gott ſei Dank, ſo darf ein braves Mädchen doch, ohne an Böſes zu denken, wieder über die Straße gehen, und darf nicht fürchten, gleich für ſchlecht zu gelten, wenn ſie nicht betet.

Und wohin gehſt Du, mein Kind? fragte der Kaiſer.

Ich gehe, ſagte ſie mit ſchnell wieder hervorſtürzenden Thränen, geh', wohin ich nimmer gedacht habe gehen zu müſſen. Ich gehe zu einem Trödler, um das zu verkaufen, was ich da in meinem Bündel trage.

Und was iſt das?

Es ſind die letzten guten Kleider meiner Mutter, Herr, ſagte das Mädchen feierlich.

Ihr ſeid alſo ſehr arm? fragte der Kaiſer.

Sehr arm! Wir haben oft ſchon gehungert, und ſind mit unſern Thränen allein geſpeiſt worden. Dieſe Kleider meiner Mutter ſind das letzte Gut, was wir beſitzen, unſer letztes Eigenthum, und ich muß es verkaufen, damit ich uns Brod kaufen kann.

Und wenn dieſes Geld aufgezehrt iſt, mein armes Kind, was dann?

Dann werden wir, wenn Gott nicht ein Wunder ir uns thut, Hungers ſterben! ſagte das Mädchen weinend. Dann werden wir zu meinem Vater ins Grab ehen, und zu ihm ſagen: Du haſt Dein Blut ver- oſſen für Dein Vaterland und Deine Kaiſerin, und iſt geſtorben an Deinen Wunden, und zum Dank für Deine Tapferkeit und Deine Treue hat man Dein Weib und Dein einzig Kind Hungers ſterben laſſen.

Dein Vater war Soldat? fragte der Kaiſer faſt erſchrocken.

Er war ein Officier, der die ganzen ſieben traurigen Jahre des letzten Krieges mitgemacht hat. Ach, als er ſein Blut vergoß für ſeine Kaiſerin, hat er wohl nimmer gemeint, daß einſt ſeine Wittwe und ſein Kind zum Hungertod verdammt ſein würden. Er hatte mit Aus- zeichnung gedient, und hat doch immer vergeblich gehofft auf die Belohnung, die er berechtigt war, zu erwarten.

Warum wandtet Ihr Euch nicht an die Kaiſerin? Warum machtet Ihr Eure Rechte an ihre Großmuth nicht geltend? Jedermann weiß, wie gern und freudig die Kaiſerin giebt, und wie ihr Kammerbeutel für Alle eröffnet iſt, die ſich ihr hülfeflehend nahen!

Der Kammerbeutel ist für alle Diejenigen geöffnet, welche Protectionen haben, oder sich einzuschmeicheln verstehen, sagte das Mädchen mit einem bittern Lachen. Wir aber haben keine Protectionen, denn wir sind arm und von bürgerlicher Herkunft, wir verstehen uns auch nicht einzuschmeicheln durch äußerliche Frömmigkeit und scheinheiliges Wesen, denn meine Mutter sagt, es hieße den Namen Gottes mißbrauchen, wenn man beten und zur Meß' gehen wolle, blos um irdische Vortheile zu erlangen.

Deine Mutter ist eine brave und fromme Frau, sagte der Kaiser lebhaft, und es ist schön von ihr, daß sie nicht heucheln mag, wie's jetzt so Viele thun! Aber der junge Kaiser, sagt man, verachtet auch die Heuchelei und die fromme Scheinheiligkeit. Ihr hättet Euch an ihn wenden sollen mit Euren Klagen und Euren Bitten.

Um eine abschlägige Antwort zu erhalten? fragte das Mädchen achselzuckend. Um unsere Bittschrift zurückgewiesen zu sehen, wie er's neulich mit allen Bittschriften, selbst der vornehmsten und angesehensten Herren gethan? Oh, der neue Kaiser, sagt man, ist ein sehr stolzer und übermüthiger Herr, dessen größtes Vergnügen es ist, die Menschen zu demüthigen, und sie seine Macht fühlen zu lassen. Hat er nicht neulich mit Schimpf

und Schanden die vornehmen Herren, Generale, Fürsten, Grafen und Priester aus seinen Vorzimmern verwiesen, und ihnen ihre Bittschriften uneröffnet zurückgegeben? Hat er nicht verkünden und vorlesen lassen, daß er gar keine Bittschriften mehr annehmen will, und daß keine Protectionen und keine Fürsprache bei ihm etwas helfen sollen?

Er hat das gethan, sagte Joseph milde, weil er eben will, daß nur Recht und Gerechtigkeit in seinen Landen herrschen soll, daß nicht Diejenigen, welche hohe Verwandte und mächtige Fürsprache haben, zu Ehr' und Würden gelangen können, sondern Diejenigen allein, welche das Verdienst und die Fähigkeit für sich haben. Er hat die vornehmen Herren aus seinen Vorzimmern verweisen lassen, und verboten, daß man ihm durch seine Hofbedienten und Beamten Bittschriften zustelle, aber er hat gesagt, daß er alle Tage eine Stunde öffentliche Audienzen ertheilen will, und daß da Jedermann kommen kann, den Kaiser selbst zu sprechen, und ihm selbst seine Bittschriften zu überreichen.

Ja freilich, das hat er gesagt, aber es glaubt es ihm doch kein Mensch, sagte das Mädchen finster. Die Wachen vor dem Schloß werden doch nach wie vor Jedermann zurückweisen, der nicht in prächtigen Kleidern

und in schöner Equipage daher kommt, und dann wird's heißen, der Kaiser ist bereit, Audienzen zu geben, aber es kommt Niemand, der ihn zu sprechen begehrt.

Hat man denn so schlechtes Zutrauen zu dem Kaiser? fragte Joseph milde. Glaubt man denn nicht, daß es sein ernster Wille ist, das Volk glücklich zu machen, daß sein Herz —

Sein Herz! unterbrach ihn das Mädchen. Der Kaiser, sagt man, hat gar kein Herz, und liebt nichts als sich selber. Er ist oftmals hart und ungehorsam gewesen gegen seine Frau Mutter, er hat seine erste junge und schöne Gemahlin so schlecht und lieblos behandelt, daß sie vor Gram gestorben ist, und seiner jetzigen Gemahlin wird's nicht besser gehen. Sie soll sanft und milde sein wie ein Engel, und er behandelt sie wie ein grausamer, herzloser Tyrann, es macht ihm Freude, sie weinen zu sehen, und er hat kein Mitleid mit ihrem Jammer. Wie wird er also mit dem Jammer und der Noth armer Leute Mitleid haben? Nein, nein, man sagt schon, daß er alle Pensionen und Gnadengehalte, welche die großmüthige Kaiserin aus ihrer Privatchatoulle giebt, abschaffen und einziehen will.

Weil er nicht will, daß unwürdige und unberechtigte Leute Gnadengehalte beziehen, weil er den Guten und

ugendhaften die Penſionen zuwenden will, die jetzt viel-
icht die Laſterhaften erhalten.

Das ſagt er zum Vorwand, aber er zieht das Geld
n, weil er geizig iſt!

Er geizig? rief Joſeph. Hat er nicht vor einigen
agen erſt zweiundzwanzig Millionen Coupons verbrennen
ſſen?

Die Herren, welche die Papiere in's Feuer warfen,
aben geſagt, daß es Coupons wären, die ſie da ver-
rennten, aber Niemand ſonſt hat die Papiere geſehen,
nd die Leute flüſtern ſich zu, es ſeien keine Coupons,
ndern nur alte Acten aus der Hofkanzlei geweſen,
elche der Kaiſer da verbrennen ließ.

Der Kaiſer ſtand, wie von Entſetzen gefeſſelt, ſtill,
nd ſeine großen Augen richteten ſich mit einem Aus-
ruck wahren Schreckens auf das Mädchen hin.

Wie? ſagte er, man erwartet alſo von dem Kaiſer
wenig, daß man ihm ſolche unwürdige Betrügereien
traut?

Man weiß, daß der Kaiſer geizig und durch-
us nicht großmüthig iſt, ſagte das Mädchen achſel-
ckend.

Der Kaiſer ſchreckte zuſammen, und ein Blitz des
orns leuchtete in ſeinen Augen auf, aber er unter-

drückte ſchnell wieder ſeine Erregung, und zwang ſich zu einem Lächeln.

„Mein Kind, ſagte er milde, ich ſehe, man hat Dich ſehr über den Kaiſer getäuſcht, und Dir viel ſchlimme Dinge über ihn geſagt. Man thut aber dem Kaiſer Unrecht, und wenn Du ihn kennteſt, würdeſt Du wiſſen, daß er die Gerechtigkeit liebt, und gern Jedermann hülfreich iſt ohne Anſehen der Perſon. Geh zu Hauſe, mein Kind, ſchreibe das, was Du von dem Kaiſer zu erbitten haſt, auf ein Blatt Papier, und komm damit heut in der Mittagsſtunde in die Kaiſerburg. Du wirſt ſehen, daß die Wachen Dich nicht zurückweiſen werden, obwohl Du dürftig gekleidet biſt. Ein Lakay wird Dich am Schloßthor erwarten, und Dich zu mir führen. Ich werde Deine Bittſchrift ſelbſt dem Kaiſer übergeben, und ich bin gewiß, daß er der Wittwe und der Tochter eines braven Officiers eine Penſion nicht verweigern wird *).

Das junge Mädchen blickte mit freudigem Staunen zu ihrem gütevollen unbekannten Begleiter empor, und jetzt waren es Thränen der Freude, welche ihren Augen

*) Des Kaiſers eigene Worte. Siehe: Coxe: history of the *house of* Austria. Vol. V. S. 286.

entſtürzten, indem ſie es verſuchte ihren Dank, ihr Entzücken in Worte zu faſſen.

Der Kaiſer, welcher vorher ihr Zürnen und ihre Anklagen gegen ihn gelaſſen zu Ende gehört hatte, unterbrach indeſſen ihre Dankesäußerungen.

Deine Mutter iſt krank, und bedarf der Pflege, ſagte er. Kehre ſchnell zu ihr zurück. Auch darfſt Du ihre Kleider nicht verkaufen, denn was ſollte ſie nachher anziehen, wenn ſie zum Kaiſer gehen will, um ſich für die Penſion zu bedanken? Wie viel glaubteſt Du denn für dieſe Kleider von dem Juden zu erhalten?

Ich hoffte auf ſechs Ducaten, denn es iſt das ſchöne ſtoffene Brautkleid meiner Mutter, welches ich hier im Bündel habe.

So erlaube mir, mein Kind, Dir vorläufig dieſe zwölf Ducaten zu geben, ſagte der Kaiſer, indem er ſeine Börſe hervorzog und dem Mädchen zwölf Goldſtücke in die Hand zählte. Ich hoffe, Du wirſt damit auskommen, bis der Kaiſer für Euch geſorgt hat.

Das Mädchen, ganz überwältigt, ganz glückſelig und freudenvoll, neigte ſich die Hand des Kaiſers zu küſſen, und eine heiße Thräne fiel aus ihren Augen auf Joſephs ſchlanke Finger nieder.

Oh, mein Herr, flüſterte ſie leiſe, Sie retten mich

und meine arme Mutter aus Verzweiflung und Noth, und wir Armen haben nichts Ihnen zu danken, nichts als unser Gebet.

Betet für den Kaiser, sagte Joseph sanft, betet zu Gott, daß es ihm gelingen möge, die Liebe seines Volkes zu gewinnen. Lebewohl, mein Kind, heute Mittag erwarte ich Dich in der Burg!

Er neigte grüßend und mit einem freundlichen Lächeln sein Haupt, und eilte rascheren Schrittes die Straße hinunter, daß das Mädchen ihm nicht zu folgen vermochte.

Mein zweites Abenteuer, sagte der Kaiser zu sich selber, indem er rastlos weiter schritt. Man muß gestehen, daß es gar nicht ganz bequem ist, als gewöhnlicher Mensch über die Straße zu gehen, und den Stimmen aus dem Volk zuzuhören. In nächster Nähe belauscht klingen sie ganz anders, als wenn sie aus anständiger Entfernung von den Stufen unsers Thrones zu uns emporrauschen. Wie oft wohl mögen schon die Fürsten sich das Geschrei und das Rufen des Volkes anders gedeutet haben, wie oft mögen ihre gefälligen Höflinge ihnen das Gemurre der Unzufriedenheit in Gemurmel des Entzückens übersetzt haben, wie oft mögen sie schon den Aufschrei der Wuth für das Aufjauchzen

des Entzückens, das Lachen des Hohns für den Jubelgesang der Freude genommen haben. Es ist so bequem und so schmeichelhaft, unbedingt an die Liebe und die Ergebenheit seines Volkes zu glauben, und keinen Blitz des Zweifels durch den Nimbus hereinschlagen zu lassen, mit dem die Fürsten sich so gern umgeben. Ich aber, fuhr der Kaiser fort, und seine Augen blitzten höher auf, ich will diese Bequemlichkeit nicht üben und mein Herz nicht verweichlichen lassen mit trügerischen Schmeicheleien. Ich will Alles selbst hören, selbst sehen, und die Liebe wie den Haß des Volkes will ich immer aus seinem eigenen Munde hören, um danach mein Wollen, mein Thun und Lassen einzurichten. Freilich, das sehe ich wohl, diese meine Harun al Raschid-Wanderungen werden meine Füße oft genug mit spitzen Dornen verwunden, und wenig Rosen werde ich auf diesen Wegen finden. Aber das Schicksal hat mich auch nicht zu meiner Stellung berufen, um glücklich zu *sein*, sondern um glücklich zu *machen*, und darum will ich hören, was das Volk denkt, und worüber es zu klagen hat, damit ich zu helfen vermag. — Die Kleine hat mir ziemlich deutlich und genau gesagt, wie das Volk über mich denkt, und man muß gestehen, daß diese Gedanken eben nicht schmeichelhafter Art sind. Es ist mein Loos, wie es

ſcheint, immer mißdeutet, immer verkannt zu werden. Meine Feinde ſind immer eifrig mich zu verdächtigen, meinen beſten Abſichten unredliche Motive unterzuſchieben, und die Waffen, die ich für das Volk erhebe, gegen daſſelbe zu kehren. Ich will die Hinterthüren und Schleichwege der Protectionen und Bittſchriften abſchaffen, und man redet dem Volk ein, ich ſei ſtolz und übermüthig, und wolle überhaupt keine Gnade mehr üben, ich will die Penſionen der Heuchler und Schleicher einziehen, und man verſchreit mich dem Volk als hartherzig, grauſam und geizig und ruft ſogar den Schatten Iſabellens aus ihrer Gruft hervor, um wider mich zu zeugen. Oh, die Verleumdung thut ſehr weh, und ſchlägt dem Herzen tiefe Wunden, das fühle ich wohl! Mögen dieſe Wunden aber niemals mein Herz verhärten und es unempfindlich machen! Und vielleicht gelingt es mir doch noch dereinſt, die Verleumdung zu entkräften und das Volk an die Wahrheit und Redlichkeit meiner Liebe glauben zu machen! Vielleicht vermag ich es, meine Feinde zum Schweigen zu bringen, und über ihre Bosheit zu triumphiren! Ich kenne ſie wenigſtens Alle, und weiß, wo ich ſie zu ſuchen habe! Ich werde ſie finden in den Kirchen und vor den Altären, in den Hofkanzleien und den Betſtühlen, unter

dem hochmüthigen, unwiſſenden, ſtolzen Adel, und den noch hochmüthigeren und ſtolzeren Prieſtern, und ich werde ſie Alle demüthigen und bezwingen! — Aber um ſie bezwingen zu können, muß ich zuvor ihren Schleichwegen nachſpüren, und ihre Hinterliſt belauern und zu Tage legen. Um meinen klugen machtvollen Feinden wirſam entgegen treten zu können, muß ich vor allen Dingen auch kluge machtvolle Freunde um mich verſammeln und mich ſtärken mit den Guten gegen die Stärke der Böſen! — Aber halt, unterbrach ſich der Kaiſer, indem er vor einem großen, palaſtähnlichen Gebäude ſtehen blieb, ich bin am Ziel meines Weges, grade am Eingang des Fuchsbaues, in welchem meine ſchwarzröckigen Feinde wohnen! Da iſt das Univerſitätsgebäude, und die Herren Jeſuiten werden ſchon wieder bei ihrer geiſtabſchneideriſchen Arbeit, die ſie Bücher-Cenſur nennen, beſchäftigt ſein. Es gelüſtet mich ſehr, ſie ein wenig bei dieſen Hinrichtungen zu belauern! Ich will alſo dieſen Herren meinen angekündigten Beſuch abſtatten.

Und der Kaiſer ſchritt entſchloſſen die Stiegen hinauf, welche ihn zu dem Sitz des gefürchteten und mächtigen Cenſur-Collegiums führten.

V.

Das Cenſur-Collegium.

Ernſtes, finſteres Schweigen herrſchte in dieſem großen Saal, in welchem das Cenſur-Collegium ſeine Sitzungen hielt. Rings an den Wänden umher ſtanden in gleichmäßigen Entfernungen große, mit Papieren und Büchern angehäufte Tiſche, und über jedem derſelben war an der Wand eine Tafel aufgehängt, welche in großen Rieſenbuchſtaben irgend einen Zweig der Wiſſenſchaften bezeichnete. Hier, zum Beiſpiel, über dieſem mit großen Folianten angehäuften Tiſch hing eine Tafel mit dem Wort: „Theologia“, dort drüben über jenem nicht minder bepackten Tiſch las man das Wort: „Poesia“, unweit davon hing eine Tafel mit dem Wort: „Medicina“; jeder Zweig der Wiſſenſchaften, wie geſagt, fand hier an den aufgehängten Tabellen und auf den unter denſelben befindlichen Tiſchen ſeine Vertretung, und

vor jedem dieſer Tiſche ſaß einer von dieſen mächtigen, weitſchauenden, frommen und gelehrten Herren, denen damals allein und unbedingt noch die Cenſur der Bücher übertragen war, die allein zu entſcheiden hatten, welche Bücher man der Neugierde und dem Wiſſensdrang des öſterreichiſchen Volkes erlauben, oder ſie ihnen entziehen wollte, — vor jedem dieſer Tiſche ſaß ein Jeſuit.

Mit finſter zuſammengezogenen Augenbrauen, mit düſtern Mienen nahmen ſie eins nach dem andern dieſer Bücher, die da vor ihnen aufgeſtapelt waren, dieſe armen Geiſtesdelinquenten, die von ihnen entweder ihre Begnadigung, oder ihr Todesurtheil zu empfangen hatten!

Aber die Herren Jeſuiten in ihrem ſtrengen Rigorismus waren ſelten zu Begnadigungen geneigt, und wenige dieſer Bücherdelinquenten pflegten ihrem Zorn zu entgehen. Die mörderiſche Scheere, dieſe Guillotine des Gedankens, war immerfort thätig Gedanken zu köpfen, und freien Reden den Mund zu ſtopfen, indem ſie ſie zum Tode verurtheilte, und den rothen Blutſtreifen des Cenſurgriffels folgte, den die Untercenſoren ſchon darüber hingezogen. Denn die Bücherdelinquenten, welche in dieſen Saal des großen Cenſur-Collegiums kamen, hatten ſchon die erſten wichtigen Verhöre und Aus-

forſchungen der Unterbeamten ausgehalten, und die Cenſoren zweiter Klaſſe hatten ſchon ihr ganzes Weſen, ihr Sein und Denken mit Inquiſitor-Strenge unterſucht, um ihre Schuld und ihr Verbrechen ans Licht zu fördern. Wo ſie einen ſchuldigen Gedanken, ein freies, wider die katholiſche Kirche und die frommen Kirchenväter ſtreitendes Wort fanden, da hatten ſie es angeſtrichen mit ihrem Rothſtift, und dem Herrn Obercenſor ein Zeichen eingelegt, und dieſer hatte alsdann nur zu entſcheiden, ob er den ſchuldigen Gedanken, das verbrecheriſche Wort, begnadigen, oder zum Tode verurtheilen wollte. Aber für die Begnadigung ſowohl als für das Todesurtheil gab es da noch Unterabtheilungen und Abarten, und es war nicht allemal nöthig, daß man das ganze Buch verdammte, wenn man einige Gedanken deſſelben verurtheilte, daß man das ganze Buch begnadigte, wenn man es im Allgemeinen für unſchuldig erkannte. Waren es nur einzelne Stellen und Seiten, welche den Buchdelinquenten zum Verbrechen ſtempelten, ſo konnte man das Buch entſündigen, indem man dieſe Seiten aus demſelben entfernte, und dem ſo geläuterten Buch alsdann das entſündigte Leben ſchenkte. War aber das ganze Buch ſtrafwürdig, ſo ward es zum Tode verurtheilt, aber auch alsdann gab es noch verſchiedene

Arten der Hinrichtung für das unglückliche Buch. Man verurtheilte es entweder zum Tode durch das Feuer, oder durch die Scheere, welche nur einzelne Glieder weghackte, und den entstellten, verstümmelten Rumpf bei Seite warf; waren die Buchdelinquenten aus dem Auslande gekommen, so begnügte man sich das erste Mal sie über die Grenze zurückzuschicken, und für immer aus Oesterreich zu verbannen, kehrten sie aber dennoch auf Schleichwegen dorthin zurück, so waren sie dies Mal unrettbar dem Feuertode verfallen*).

Ueber solche also, von den Untercensoren schon angeklagte Bücher saßen die Herren vom Censur-Collegium in diesem Saal zu Gericht, und hierher mußte sich Jeder verfügen, der irgend ein Buch geschrieben und es durch den Druck vervielfältigen wollte, Jeder, der sich vom Ausland her Bücher für seinen Privatbesitz verschrieben hatte, Jeder endlich, der als Reisender die Grenzen Oesterreichs überschritt und in dessen Koffern die Grenzofficianten Bücher vorgefunden. Diese Bücher wurden an das Censur-Collegium in Wien gesandt, und von diesem allein hatte der Besitzer sie wiederzuholen, oder ihr Verbannungsurtheil zu empfangen.

*) Nicolai: Reisebeschreibung durch Deutschland ꝛc. Vol. IV. Seite 852.

Drei Vormittagsſtunden jedes Tages hatte das Cenſur-Collegium daher täglich dem Empfang des Publikums beſtimmt, und in dieſen drei Stunden war Jedermann berechtigt auf der „Büchermauth" zu erſcheinen, und dort ſeine inhaftirten Bücher entweder zurückzufordern, oder wenigſtens den Todtenſchein derſelben abzuholen. — Die übrige Zeit des Tages waren die Herren Jeſuiten vom Cenſur-Collegium damit beſchäftigt die angeklagten Bücher zu prüfen, und ihren Unterbeamten ihr Urtheil über dieſelben mitzutheilen, welches dieſe alsdann in Ausführung zu bringen hatten. Dieſe Unterbeamten der Cenſoren ſaßen, des Winkes ihrer Herren gewärtig, in den einzelnen kleinen Gemächern, welche die eine Seite des Saales begränzten, und deren nach dem Saal ausmündende Thüren geöffnet waren. In dieſen Gemächern, den eigentlichen Tortur- und Todeskammern der Bücher, waren ſie damit beſchäftigt, die von ihren Obern ausgeſprochenen Urtheile zu vollſtrecken, die Bücherdelinquenten entweder mit der Scheere zu verſtümmeln, oder ſie in dem Ofen, der immer mit ſeinen glühenden Kohlen bereit war ſein Opfer zu empfangen, dem Feuertode zu überliefern. Auch war es dieſen Untercenſoren vorbehalten, den Bücherbeſitzern, welche in den Geſchäftsſtunden kamen,

ſich ihr Eigenthum einzufordern, das über ihre Bücher verhängte Urtheil mitzutheilen, und erſt, wenn der Beſitzer ſich über das ergangene Erkenntniß beklagen wollte, hatte er das Recht ſich an denjenigen der Herren Cenſoren zu wenden, von welchem das Verbot ausgegangen war. — Aber die Jeſuiten, welche es zu allen Zeiten verſtanden der öffentlichen Meinung ihre Zugeſtändniſſe zu machen, und die Stimmung des Volkes dadurch zu lenken, daß ſie anſcheinend ſich ihr unterordneten und ſich von ihr lenken ließen, die Jeſuiten hatten in letzter Zeit der öffentlichen Meinung ein Zugeſtändniß gemacht, und um nicht den Vorwurf auf ſich zu laden, daß es nur Geiſtliche, nur Söhne der Kirche ſeien, welchen das Richteramt über die Bücher zuſtehe, hatten ſie freiwillig für die nicht theologiſchen Schriften ſich Untercenſoren gewählt, die nicht dem heiligen Orden und dem geiſtlichen Stande überhaupt, ſondern dem Gelehrtenſtande angehörten, und daher eine freie und unparteiiſche Mittelſtufe zwiſchen dem Publikum und dem Ober-Cenſur-Collegium der Jeſuiten zu bilden ſchienen. Dieſen „weltlichen“ Cenſoren war indeſſen ein Wegweiſer für ihren gefährlichen und dornenvollen Pfad mitgegeben, der Catalogus librorum prohibitorum, den die weiſen und gelehrten Herren Obercenſoren ausgearbeitet hatten, und

der wenigſtens den weltlichen Cenſoren diejenigen Bücher der Vergangenheit bezeichnete, welche ein für alle Mal das Prohibetur oder das Toleratur erhalten hatten, und nun entweder zu ewigen Verbrechern geſtempelt, oder als unſchädlich geduldet wurden. Kraft dieſes Catalogus librorum prohibitorum waren faſt alle, nicht in Oeſterreich erſchienenen Bücher, alle Schriften der neuen franzöſiſchen Philoſophen und Encyclopädiſten, vor allen Dingen aber alle in Preußen erſchienenen Bücher norddeutſcher Dichter und Gelehrten in Oeſterreich verboten, und mit ſtrengem Verdict belegt. — Und doch, trotz dieſes ſtrengen Verbotes, wagten es tollkühne und nicht zu beſſernde Leute immer wieder, ſolche aus den Kaiſerlanden verbannte Bücher in das ſchöne, heitere und unſchuldige Wien einführen zu wollen!

Da ſtand Pater Aloys, der Obercenſor der Theologie, und blickte mit einem wahren Entſetzen auf dieſen Koffer mit Büchern hin, die er eben ſeiner Prüfung unterworfen hatte.

Verbotene Bücher, lauter verbotene! murmelte er grimmig vor ſich hin. — Wer hat es gewagt, dieſen Bücherkoffer hier abzugeben, und ihn unſerer Prüfung zu unterwerfen? fragte er dann mit barſchem Ton den

jungen Mann, welcher neben ihm ſtand, und mit ſchüchternen Blicken die verfehmten Bücher betrachtete.

Ein junger Mann, der von einer Reiſe durch Deutſchland nach Wien zurückkehrt, und dieſe Bücher für ſeinen Privatgebrauch zu haben wünſcht, ſagte der Untercenſor mit faſt bittendem Ton.

Das iſt alſo ohne Zweifel ein gefährliches und wohl zu beachtendes Individuum, murrte der fromme Pater, eins dieſer Subjecte, welche immer die Worte Aufklärung, Licht und Wiſſenſchaft im Munde führen, und damit doch nur dem Gott der Finſterniß und der Hölle dienen. Wie iſt ſein Name?

Er hat ſeinen Namen nicht angegeben, erwiderte der Untercenſor, er ſagte, er würde heute wieder kommen, um ſich ſeine Bücher wiederzuholen. Indeſſen meine ich —

Nun, was meinen Sie? fragte Pater Aloys, als der Cenſor zögernd ſchwieg.

Ich meine, daß es nicht möglich war, dieſe Bücher in drei Tagen genau durchzuſehen und zu prüfen, ſondern, daß ich dazu wohl noch weiterer acht Tage bedürfen möchte. Wir werden alſo dieſen Herrn auf die nächſte Woche verweiſen müſſen!

Wir werden ihm ſogleich Beſcheid geben, mein Herr

Weinlich, ſagte der Pater ſtrenge. Dieſe Bücher bedürfen durchaus nicht Ihrer weitern Prüfung, es ſind lauter gottesläugneriſche, atheiſtiſche, verbrecheriſche Schriften, wie es ſchon die Namen ihrer Verfaſſer beweiſen! Voltaire, Rouſſeau, und da ſchon ſogar der preußiſche Leſſing und Nicolai, —

Und da, unterbrach ihn der Untercenſor, als die in den Vorſaal führende Thür ſich eben öffnete, da kommt der junge Mann, dem alle dieſe Verbrecher angehören.

Pater Aloys wandte ſein Haupt dem Eintretenden zu, und muſterte ihn mit ſtrengen forſchenden Blicken. Herr Weinlich, der Untercenſor, neigte ſich tiefer über den Koffer, und ſchien nur damit beſchäftigt, die aus demſelben genommenen Bücher wieder einzupacken. Es geſchah ganz zufällig, daß der Cenſor dabei eins dieſer Bücher über den Rand des Koffers hinausgleiten ließ, es war gewiß nur in einem Anfall gelehrter Zerſtreutheit, daß er alsdann, ſtatt das Buch in den Koffer zu legen, es haſtig und mit einem raſchen Griff in ſeine Bruſttaſche ſchob.

Pater Aloys gewahrte es nicht. Er ſchaute immer noch dieſen jungen Mann an, der mit ſo unerhört kecken, ſtolzen Blicken es wagte in dieſem Saal umher zu ſchauen, und deſſen offenes und freies Geſicht nicht den mindeſten

Reſpect vor dem heiligen und gefürchteten Ort ausdrückte, an welchem er ſich befand.

Pater Aloys kam dieſes Geſicht ſeltſam bekannt vor, es war ihm, als müſſe er daſſelbe durchaus ſchon irgend wo geſehen haben, aber er vermochte ſich doch keine Rechenſchaft darüber zu geben.

Dieſe jungen freigeiſtigen Leute haben Alle Etwas von dem Antichriſt in ihren Mienen und in ihren Blicken, und darum gleichen ſie ſich Alle, brummte Pater Aloys leiſe vor ſich hin. Werd' wohl ſchon manchen ſeiner Brüder in Diabolo geſehen haben, und verwechſele ihn daher!

Der junge Mann ſtand jetzt dicht neben dem Pater und grüßte Se. Hochwürden mit einem leichten, ſtolzen Neigen des Hauptes.

Ich ſehe, mein Herr, daß Sie ſehr pünktlich ſind, ſagte er leichthin. Ich ſagte Ihrem Gehülfen da, daß ich meinen Koffer in drei Tagen zurückfordern würde, und Sie haben die Friſt genau inne gehalten, denn da ſind meine lieben Bücher.

Pater Aloys erblaßte vor Zorn, und preßte die Lippen feſt aufeinander. Er fand, daß der junge Mann eine ſehr vermeſſene und kecke Sprache anzunehmen wagte,

und daß es durchaus nothwendig sei ihn in seine Schranken zurückzuweisen.

Niemand hat hier das Recht, Fristen zu bestimmen, und Verordnungen zu erlassen, Niemand als das Ober-Censur-Collegium, mein Herr, sagte der Pater daher in scharfem Ton. Wer hierher kommt in diesen Saal, der hat zu schweigen, und zu hören, was wir ihm zu sagen haben, nicht aber darf er es wagen sich auf eine freie und unziemliche Weise zu äußern, oder gar uns Vorschriften machen zu wollen. Sagen Sie also kurz und bescheiden, wer Sie sind, was Sie hier wollen, und man wird Ihnen alsdann Antwort ertheilen!

Also kurz und bescheiden, wie Sie selber, Hochwürden, sagte der junge Mann lachend. Ich bin aus Wien gebürtig, der Sohn eines Kaufmannes, der seiner Zeit gute Geschäfte gemacht hat, und heiße Joseph. Ich bin hierher gekommen, um mir meinen Koffer mit Büchern wiederzuholen, den ich, der Vorschrift gemäß, auf die Büchermauth abliefern mußte, um für dieselben das Admittitur zu erhalten.

Das Admittitur für solche Höllenbücher! schrie der Pater. Das Admittitur für solche Ausgeburten einer vergifteten, verpesteten Phantasie, welche ihr Licht nur von den Flammen der Hölle und ihre Begeisterung von

dem Rauſch der Verbrechen und der Lüſte empfangen hat? Nein, mein Herr Joſeph, Sie werden weder das Admittitur noch das Toleratur für dieſe Bücher erhalten, und nicht eine Stunde länger ſollen dieſe Schandflecke des Geiſtes dieſe Luft hier verpeſten! In's Feuer, in's Feuer mit ihnen Allen! — Und indem der Pater ſich an den Cenſor wandte, rief er: eilen Sie, das Feuer in Ihrem Ofen anzuzünden. Der Herr ſoll Zeuge ſein, was aus ſeinen Büchern wird. In Sünden und ſtolzem Uebermuth iſt er hierher gekommen, gedemüthigt möge er von hinnen gehen!

Und der Pater deutete mit einem gebieteriſchen Blick auf den Koffer hin; der Cenſor, ſeinem Wink gehorſam, war im Begriff ihn aufzuheben und zu dem Ofen hinzutragen, aber der junge Mann, welcher ſich ſelbſt Herr Joſeph genannt, hielt ihn zurück, und legte ſeine beiden Hände auf den Koffer.

Warten Sie noch einen Augenblick, Herr Nachrichter, ſagte er mit ernſtem Ton. Jeder Verurtheilte hat das Recht auf ſeinem letzten Gange zur Hinrichtung noch einmal ſeine Stimme zu erheben, und zu verſuchen, ob es ihm gelinge, ſeine Richter zu rühren, und ſich Gnade zu erwirken. Ew. Hochwürden haben meine Bücher verurtheilt, ich nehme alſo für jedes derſelben das Recht

in Anſpruch, daß ſie noch einmal zu Ihnen reden, und um Gnade flehen dürfen!

Ohne eine Antwort des Paters abzuwarten, nahm Herr Joſeph eines der Bücher aus ſeinem Koffer hervor. Rouſſeau, ſagte er, es iſt Rouſſeau's Emile. Gnade, Herr Pater, Gnade für den edlen, hochherzigen Weiſen, den uneigennützigen Menſchenfreund, der die Menſchen lehren will, ihre Kinder zu glücklichen, freien und edlen Kindern Gottes zu erziehen.

Wagen Sie es nicht, in dieſem Saal von dieſem Liebling des Teufels, von dieſem abtrünnigen Sohn der heiligen Kirche zu reden, ſchrie der Pater, von dieſem verderblichen, fluchwürdigen Geiſt der Hölle, der mit ſeinen ſcheinheiligen, ſüßen Reden die Menſchen zum Unglauben, zur Freigeiſterei, zur Zügelloſigkeit verführen möchte. Wehe dem, der den Muth hat dieſen ſchlechten Menſchen vertheidigen zu wollen, er macht ſich ſelber verdächtig und ſchuldigt ſich ſelber an!

Gut, ſagte Joſeph lächelnd, ich opfere Ihnen alſo Rouſſeau! Verbrennen Sie ihn, wie es die frommen Patres von der Sorbonne in Paris ja auch gethan haben! — Er wird nichtsdeſtoweniger fortleben in dem Gedächtniß der Menſchen, und alle Holzſtöße und alle Verbannungsurtheile überdauern. Aber warum wollen

Sie mit dem Rouſſeau mir auch den Voltaire verbrennen, der doch bekanntlich der wüthende und gehäſſige Feind Rouſſeau's geweſen?

Auch die Teufel ſind Feinde untereinander, denn die Zwietracht iſt ihre Loſung und ihres Lebens Ziel, ſagte der Pater. Wenn der Religionsſpötter Voltaire den Religionsſpötter Rouſſeau haßt, ſo iſt das kein Grund, daß wir ihn lieben ſollten. Apage Satanas! ſagen wir zu dem Einen wie zu dem Andern. Der Voltaire wird ſo gut verbrannt wie der Rouſſeau!

Wohl, verbrennen Sie ihn, rief Herr Joſeph. Aber ſehen Sie da: Iſelin's Träume eines Menſchenfreundes! Sie werden mir doch meinen Menſchenfreund nicht verbrennen wollen?

Ein Republikaner kann nimmermehr ein Menſchenfreund ſein, rief der Pater wüthend. Wie die ganze Welt Einen Gott, die Kirche Einen Papſt hat, ſo muß auch das Volk Ein Oberhaupt haben. Wer anders denkt, iſt alſo ein Feind der göttlichen Ordnung, und ſtreitet wider Vernunft und Recht.

Wehe den armen Griechen und Römern, ſie werden nimmermehr in das Himmelreich kommen, ſeufzte Herr Joſeph; verbrennen Sie alſo meinen Iſelin, aber laſſen Sie mir „Süßmilchs göttliche Ordnung!“

Es ist das Werk eines Protestanten, und der Protestantismus streitet wider die heilige Mutterkirche. Man muß ihn ausrotten mit Feuer und Schwert!

Ew. Heiligkeit wollen es also mit meinem armen Süßmilch nicht machen, wie es der gelehrte und würdige Doktor der Sorbonne, Herr Claude Morel, jüngst mit einem nicht katholischen Buche gemacht hat?

Ich weiß nicht, was er gemacht hat, sagte der Pater verdrießlich.

Nun so erlaube ich mir, es Ihnen zu erzählen. Herrn Claude Morel, dem Doktor der Sorbonne, ward jüngst eine französische Uebersetzung des Alkorans vorgelegt, damit er prüfe, ob dieselbe zum Druck zu verstatten sei. Herr Claude Morel gab sein Imprimatur und fügte hinzu: „Daß er in dem Buche nichts wider den katholischen Glauben und die guten Sitten gefunden hätte.“*)

Der Pater warf einen Blick finstern Zornes auf den jungen Mann, der es wagte ihm mit so kühnem Spott entgegen zu treten.

Sie mißbrauchen meine Langmuth und Geduld, sagte er feierlich. Ich spreche mit Ihnen, weil es unsere

*) Nicolai Reisen ꝛc. Vol. VI. S. 851.

heilige Pflicht ist, die verirrten Seelen wo möglich auf den rechten Weg zurückzuführen, ich höre Sie an, weil ich Mitleid habe mit Ihrer Jugend und Ihrer Verirrung. Aber ich sage Ihnen, junger Mann, kehren Sie um, damit Sie nicht der ewigen Verdammniß verfallen, wie Ihre Bücher der irdischen Verdammniß, damit es nicht einst von Ihnen heiße, wie jetzt von Ihren Büchern: keine Gnade! kein Erbarmen! Auf den Holzstoß mit ihm, denn er ist verdammt!

Sprechen wir vorläufig nicht von mir, sondern von meinen Büchern, sagte Herr Joseph. Sehen Sie da das neueste und schönste meiner Bücher, „Winckelmanns Geschichte der Kunst des Alterthums.“ Nun, das ist doch in der That ein ungefährliches Buch, und nichts ist darin zu finden, was wider die heilige Kirche und die katholische Religion streitet.

Es ist ein schändliches und verderbliches Buch, rief der Pater, denn es ist darin nicht die Rede von Gott, sondern von den Göttern, nicht von der heiligen Kirche, sondern von den Tempeln der Heiden, und diesen allein wird da Lob und Beifall gespendet. Ich werde es nicht machen, wie Ihr Doktor der Sorbonne, welcher den Koran erlaubte, weil er darin nichts fand wider den katholichen Glauben. Ich verbiete Ihr Buch, denn es

iſt eine fortgeſetzte Verhöhnung Gottes und der heiligen Kirche, eine Verherrlichung der Sünde und des Fleiſches, welches ſich Gott dünkt, und als Gottheit geprieſen wird. Fort mit dem Buch, in's Feuer mit ihm!

Laſſen Sie mir meinen Winckelmann, rief Herr Joſeph faſt flehend. Ich will Ihnen einen Revers ausſtellen, wie es die Dichter in Italien vor ihren Werken thun müſſen! Ich will Ihnen, gleich dieſen, die Erklärung geben: daß ich die mythologiſchen Perſonen und Gottheiten für poetiſche Fictionen, nicht aber für Götter halte, und mich in Allem dem unterwerfen will, was die heilige Mutter-Kirche zu glauben befiehlt!"*) Geben Sie mir einen Erlaubnißzettel für dieſes Buch, Herr Pater, und ich verſpreche Ihnen, daß ich mich der Kirche dafür dankbar beweiſen werde!

Kein Erlaubnißſchein für dies heidniſche Buch! rief der Pater. In die Flammen mit ihm!

So begnadigen Sie mir dafür dieſen Macchiavelli hier! ſagte Herr Joſeph. Das iſt das Buch der Bücher, aus welchem die Fürſten Weisheit lernen können!

Wehe Ihnen, daß Sie die Stirn haben, ein ſolches ſchändliches Buch in die Hand zu nehmen, ſchrie der

*) Ebendaſelbſt.

Pater. Es iſt ein ſchlimmes und fürchterliches Gift, welches Jeden tödtet, der es einathmet! Hinweg mit dem Buch! Hinweg mit all dieſen Ausgeburten der Hölle und der Finſterniß! Verbrennt ſie, ſage ich, auf den Holzſtoß mit ihnen, und wehe Ihnen, mein Herr, wenn Sie es noch ferner wagen wollen, ein Wort zu ihren Gunſten zu ſagen!

Und doch wage ich es, mein Herr, rief der junge Mann lachend, denn ſehen Sie nur, da liegt auf dem Grunde meines Koffers ein Horaz, und ich habe ihm als Schutzherrn und Retter ein Exemplar der herrlichen Gedichte des frommen Pater Jakob Balde beigefügt. Ew. Ehrwürden werden mir doch den Horaz nicht verbrennen wollen, den Jakob Balde ſo himmliſch beſungen hat, den er in Schutz nimmt gegen alle Anfeindungen der magern und ſchlanken Leute? Oh, ich ſehe es an dem edlen Geſicht von Euer Hochwürden, daß Sie dieſe ſchönen und edlen Poeſieen des hochwürdigen Pater Jakob Balde nicht kennen, und doch ſind ſie reich an ſchönen und erhabenen Stellen. Hören Sie nur!

Joſeph ſchlug das Buch auf, und mit ernſter, feierlicher Miene las er:

Vom Lob und Wohlſtand der dürr oder magern Poeten.

Wann Einer will bedenken die
Poeten und Wahrſager,
Mit Gott erfüllt: ſo ſeind ſie nie
Feiſt, ſondern allzeit mager.
Dieß eben kann der ſüße Schwan
Von Mantua bezeugen,
Virgilius, Propertius,
Die konnten zierlich geigen.
Seid meine Zeug' ihr Wälder,
Hoch Berg und tiefe Thal,
Ihr Brunnen und ihr Felder,
Echo der Wiederhall
Daß die beſten Poeten
Allzeit dürr geweſen ſeind.
Es läßt ſich um einen Kürbisbauch
Kein Lorbeerkränzlein flechten.
Kann denn Horatius nicht auch
Sprichſt Du, ſein Lob verfechten?
Ja, der allein! Er und der Wein
Waren zween gute Brüder,
Der übrige Reſt, ſo feiſter g'weſt,
Macht liederliche Lieder.
So wenig gute Geiſter
Macht das erſte Plempelbier,
So wenig kann ein Feiſter
Auch bei dem Malvaſier
Zierlich die Harpfen ſchlagen,
Nimm aus Horatium.*)

Hören Ew. Hochwürden wohl, was der hoch erhabene

*) *Deutſche Jeſuiten-Poeſie.* S. 142.

Poet Ihres Ordens spricht, unterbrach sich Herr Joseph lachend in seiner Lectüre. „Nimm aus Horatium!“ Nun also, mein vielgestrenger Herr Pater Ober-Censor: „nimm aus Horatium,“ denn obwohl er das Unglück hatte, fett zu sein, war er doch ein großer Poet, und obwohl er das Unglück hatte, ein Heide zu sein, und die Götter anzurufen, um derentwillen Sie mir den Winckelmann verbrennen wollen, hat er doch vor den Augen des frommen Jesuiten-Pater Gnade gefunden. Begnadigen auch Sie ihn, Hochwürden, und zum Dank dafür will ich Ihnen auch noch ein Gedicht des erhabenen und poesiereichen Pater Thomas König mittheilen. Hören Sie nur, in welchen erhabenen, christlichen und poesievollen Worten der Pater Jesu sich auch zum Lob der magern Leute vernehmen läßt:

Von Ripp' und Bein sing' ich allein,
Weg mit den feisten Wampen.
Hoch's Gemüth! Dein Weib, den fetten Leib,
Verjag bis in Schlampampen.
Dieweil Du hast —

Genug, genug, unterbrach ihn Pater Aloys, ich will nichts weiter hören. Ich lasse Ihnen den Horaz und die Gedichte des Pater Balde, in's Feuer mit allem Andern. Herr Weinlich, stehen Sie nicht länger so

träumerisch und zweifelnd da! Prohibetur, Prohibetur für alle diese ketzerischen Bücher! In's Feuer mit ihnen, in's Feuer!

Es ist also Ihr wirklicher und gestrenger Ernst, rief Joseph feierlich, Sie wollen mir alle diese schönen, werthvollen Bücher, aus denen ganz Europa sich jetzt Belehrung, Aufklärung, Geistesfreiheit und Gedankenklarheit schöpft, Sie wollen sie mir verbrennen?

Sie sind in den Kaiserstaaten verboten, das genügt, rief der Pater streng.

Aber wer ist es, der sie verboten hat? fragte Joseph heftig.

Wir, die frommen Väter vom Orden Jesu, wir, die wir von Gott und der heiligen Kirche, der Kaiserin und unserm General den Befehl erhalten haben, über die Bildung des österreichischen Volkes zu wachen, und den Geist der Zucht, der Sitte und Ehrbarkeit, den edeln, unverfälschten Glauben rein und treu zu erhalten. Gleich wie einst bei den feierlichen Mahlzeiten und Festgelagen jeder Trunk mußte kredenzt und mit frommen Sprüchen gesegnet werden, also soll die Censur der Truchseß sein, der dem Volke den Trank des Geistes und des ewigen Lebens kredenzt, und ihm nur vorsetzt, was zu trinken

ihm gut und nützlich ist, sein Geistesleben fördert, und was er mit seinem Herzen verdauen kann.

Und Ew. Hochwürden glauben wirklich, daß es möglich ist den Gedanken und den Geist in Banden zu erhalten, und ihn ewig zu einem Gefangenen der Censur zu machen? fragte Joseph ernst.

Es ist die heilige Bestimmung der Censur, die Verbreitung irriger, ärgerlicher und gefährlicher Meinungen zu verhindern, sagte der Pater feierlich. Nichts ist in Ansehung der Sitten, der Religion und der politischen Meinungen der Bürger fähiger den Lastern zu wehren, als wenn die Freiheit, Alles, was der Religion, dem Staate, den Sitten und einer guten Denkungsart entgegen ist, zu schreiben, und Schriften dieser Art zu lesen, begrenzt wird!*)

Und man muß gestehen, daß Sie diese Begrenzung auf sehr energische Art auszuführen wissen, sagte Joseph. Mit Feuer, Rothstift und Scheere halten Sie Wache an den Grenzen Oesterreichs, und jedes schöne, freie Wort, jeder frische, lebensvolle neue Gedanke, der aus den aufgeklärteren Landen zu uns herüber will, den betrachtet Ihr als einen Vagabunden und Verbrecher, und wenn er keinen Paß von den heiligen Vätern Jesu auf-

*) Nicolai Reisen. Bd. IV. S. 853.

zuweiſen hat, ſo werft Ihr ihn in's Gefängniß Eurer Cenſurmauth, und martert und quält ihn ſo lange mit Euren Verhören und Verdächtigungen, bis nichts mehr von ihm übrig bleibt, als eine leere, inhaltloſe Schaale; die werft Ihr alsdann dem Volk hin, damit es an den Hülſen ſich ſättige, aus denen Ihr die Früchte genommen. Aber das Volk wird nicht mehr ſatt davon, es ſchreit ſchon laut nach Nahrung für ſeinen Geiſt, es will ſich nicht mehr genügen laſſen an den Hülſen, die Ihr ihm auftiſcht, und eines Tages wird es kommen, ſich mit Gewalt ſeinen rechtmäßigen Antheil zu ertrotzen von den edlen und ſchönen Früchten des Geiſtes, die für Alle gewachſen ſind, und die, wie die Sonne, leuchten und ſtrahlen müſſen für die Guten ſowohl, wie für die Böſen. Der Geiſt läßt ſich nicht für alle Ewigkeit in ſpaniſche Stiefel einſchnüren, eines Tages wird er die Feſſeln ſprengen, und als freier Mann wird er Euch zur Rechenſchaft ziehen für die Martern und Qualen, die Ihr ihm auferlegt.

Dann werden wir ihn verbrennen, wie wir Ihre Bücher da verbrennen, rief Pater Aloys, mit höhniſchem Lachen nach dem kleinen Nebengemache deutend, aus deſſen geöffnetem Ofen eben ein helles Feuer empor*loderte.*

Dann wird man Euch verjagen und das Hohngelächter, mit welchem Ihr jetzt meinen schönen und edlen Büchern das Todtenlied singt, es wird auf Euch zurückfallen, und Euch verfolgen in die Verbannung und das unbemitleidete Exil! rief Joseph mit glühenden Wangen und flammenden Zornesblicken.

Wer seid Ihr, der es wagt, in solchem Ton, und mit solchen Drohungen zu mir zu reden? schrie Pater Aloys bebend vor Zorn.

Eines Tages sollt Ihr erfahren, wer ich bin, sagte Joseph streng, ich gebe Euch mein heiliges Versprechen, daß ich dieser Stunde eingedenk bleiben, und Euch zur rechten Zeit, und zur rechten Stunde an dieselbe erinnern will. Bis dahin verbrennt die Bücher, oder beschneidet sie, oder weist sie an den Grenzen Oesterreichs zurück, je mehr Ihr Eure Schuld vermehrt, desto schwerer wird dereinst Eure Strafe sein!

Ich frage noch einmal: Wer seid Ihr? schrie der Pater noch wüthender. Ich lasse Euch nicht eher von hinnen gehen, Ihr sollt mir sagen, wer Ihr seid?

Er legte mit einer heftigen Bewegung seine Hand um den Arm des jungen Mannes, als wolle er ihn mit Gewalt selbst zurückhalten. Aber dieser schleuderte mit einem Ausdruck des Widerwillens die Hand des

Paters von ſeinem Arm fort, und ſich groß und ſtolz vor ihn hinſtellend, heftete er ſeine zornſprühenden Augen auf den Pater.

Wer ich bin, wollt Ihr wiſſen? fragte er mit der Stimme des ſtolzen Gebieters. Habe ich Euch nicht geſagt, daß mein Name Joſeph iſt?

Joſeph! murmelte der Pater zurückweichend, und ſeine entſetzten Augen auf den Kaiſer heftend. Dieſer würdigte ihn keines Blickes, keiner Beachtung mehr. Mit einem verächtlichen Lächeln wandte er ſich ab, und verließ hochaufgerichtet, ſtolzen, hallenden Schrittes den Saal.

Joſeph! Es war der Kaiſer! murmelte Pater Aloys mit zitternden Lippen und erbleichten Wangen. Der Kaiſer ſelber war es, und er kam hierher um uns zu prüfen und zu ſehen, wie weit wir in unſerer Strenge gehen möchten. Welche drohende, unglückverheißende Worte er gegen unſern heiligen Orden ſchleuderte! Oh, ich ſehe eine ſchlimme, unglückſchwere Zukunft vor uns, denn der Kaiſer iſt der Feind der Jeſuiten, und er wird uns verfolgen, und in's Unglück jagen!

Und der Pater, ganz überwältigt und erſchüttert von dieſen traurigen und unheilsvollen Zukunftsträumen, ſtarrte mit trüben, glanzloſen Augen nach der Thür hin, durch

welche Joseph verschwunden war. Aber allmälig kehrte Leben und Bewegung in sein bleiches Antlitz zurück, allmälig leuchtete sein Auge auf in einem wilden, boshaften Feuer.

Nun denn, sagte er mit einem gehässigen Lächeln, wenn der Kaiser der Feind unseres Ordens ist, so folgt daraus, daß der Orden auch der Feind des Kaisers ist, und beim ewigen Gott, es ist weniger gefährlich einen Kaiser zum Feinde, als unsern Orden zum Feinde zu haben. Sehen wir zu, wie weit der kleine Kaiser mit seiner Feindschaft gegen unsern großen Orden kommen wird! Noch gehört das Feld uns, und der Cardinal Migazzi und der Pater Porhammer werden es wohl zu machen wissen, daß die Kaiserin Maria Theresia ihre Hände nicht immer zum Gebete faltet, und ihren Sohn regieren läßt, sondern selber die Zügel der Regierung wieder in ihre Hände nimmt. Oh, wir werden noch viele Jahre vor uns haben, bevor der Herr Joseph zur Macht gelangt, wir werden diese Jahre benutzen um uns ein stattliches Kriegsheer zu sammeln und wohlverschanzte Festungen zu bauen. Mag er alsdann am Tage seiner Gewalt uns angreifen, wir haben Jahre gehabt, uns zu rüsten, und er soll uns bereit und stark finden! Wir werden gegen ihn in's Feld rücken, unsere Kanonen

werden gegen ihn donnern, und treffen unſere Kugeln nicht ſein Haupt, ſo mag es vielleicht —

Der Pater verſtummte, als wage er es nicht, ſeinen weitern Gedanken Worte zu geben. Um ſeine bleichen ſchmalen Lippen zuckte ein wildes, grauſames Lächeln.

VI.

Reformen!

Als der Kaiſer den Saal des Cenſur-Collegiums verlaſſen hatte, und haſtigen Schrittes durch das Vorzimmer dahin eilte, ſchlüpfte plötzlich hinter einem großen Schrank, an dem er vorüber kam, eine zuſammengebückte Geſtalt hervor, und flüſterte leiſe: Herr Joſeph! Herr Joſeph!

Wer ruft mich? fragte der Kaiſer ſtehen bleibend und den jungen Menſchen, der zitternd und angſtvoll vor ihm ſtand, mit finſtern Augen anſchauend.

Ich bin es, mein Herr, erkennen Sie mich nicht mehr? Ich bin ja der arme Cenſor Weinlich, den Sie vorher den Nachrichter zu nennen beliebten!

Ah, Sie ſind es, der meine Bücher verbrannt hat! Und nun kommen Sie ohne Zweifel, um ſich von mir noch ein Douceur für Ihre Henker-Arbeit zu fordern?

Nein, mein Herr, flüſterte der Cenſor, ſich ſcheu und ängſtlich umſehend, ich möchte Sie gern auf einen Moment ſprechen, denn ich habe Ihnen Wichtiges zu ſagen. Seit zehn Minuten ſchon ſtehe ich hier hinter meinem Schlupfwinkel und erwarte Sie.

Nun alſo ſprechen Sie! Was haben Sie mir zu ſagen?

Nicht hier, nicht hier! flüſterte Weinlich ängſtlich. Gehen Sie hinunter auf die Straße, mein Herr Joſeph, und wenn es Ihnen beliebt, erwarten Sie mich an der zweiten Straßenecke, ich werde ſogleich bei Ihnen ſein! Kein Wort weiter hier! Eilen Sie!

Er nickte Joſeph leicht mit dem Kopf zu und öffnete dann haſtig eine kleine Seitenthür, durch welche er verſchwand.

Ein neues Abenteuer alſo, ſagte der Kaiſer, indem er die breite Treppe hinunter ſchritt auf die Straße. Es verlohnt ſich wahrlich der Mühe, den Harun al Raſchid zu ſpielen, und ich finde, daß dieſer große Sultan in ſeiner Weisheit ſich ſehr wohl auf den Genuß und die Zerſtreuung des Lebens verſtand. Man erlebt doch allerlei merkwürdige und überraſchende Dinge in ſeinem Incognito, und hat jedenfalls das neue und pikante Vergnügen ſich als ganz gewöhnlichen Menſchen,

ganz ohne Schmeichelei und Vorurtheil behandelt zu sehen! Nun, ich bin doch in der That neugierig, was ich von dem Herrn Nachrichter dieser Geistesrichter erfahren soll. Hier ist die Ecke, an der ich ihn erwarten soll!

Hier bin ich schon, mein Herr Joseph, sagte Herr Weinlich, indem er um die Ecke der andern Straße Joseph entgegentrat. Ich habe durch die Hinterthür des Collegiums einen kürzern Weg hierher gehabt, und warte schon einige Minuten auf Sie.

Ja, ja, die Hinterthüren, das ist der deus ex machina, durch den Ihr Herren jenes Collegiums dort das Unglaublichste zu Stande bringt, sagte Joseph lächelnd. Ueberall in den Häusern und Palästen findet Ihr Hinterthüren, durch die Ihr hineinschlüpfen könnt, und sollten einmal doch keine da sein, so brecht Ihr Euch ein Loch in die Mauer und kriecht hindurch, Ihr schlauen, weisen Herrn Patres.

Ich, mein Herr Joseph, gehöre nicht zu den Herren Patres, sagte Herr Weinlich lebhaft.

Das heißt, Ihr tragt nicht das Ordenskleid, sagte Joseph achselzuckend, Eure Tonsur sitzt Euch blos im Herzen, nicht auf dem Kopf.

Sie werden sich hoffentlich sogleich überzeugen, daß

Sie mir Unrecht thun, ſagte Weinlich ſeufzend. Ihr Verdacht thut mir weh, denn ich muß Ihnen ſagen, daß ich für Sie, ſeit ich Sie zum erſten Male ſah, die lebhafteſte, innigſte Sympathie fühle, und ſofort den Vorſatz faßte, Ihnen, ſo viel es in meinen Kräften ſtände, nützlich zu ſein.

Und welchem glücklichen Umſtand verdanke ich Ihre Sympathieen? fragte Joſeph lächelnd. Wodurch iſt es mir gelungen Ihr Intereſſe zu erwecken?

Durch Ihre Bücher, mein Herr, durch dieſe herrliche, unvergleichliche Sammlung der beſten Werke der neuern Literatur, die ich noch niemals in ſolcher Reichhaltigkeit und Vielſeitigkeit vor mir geſehen. Oh, mein Herr, Sie müſſen ein ſehr tiefes Wiſſen, einen umfaſſenden Geiſt beſitzen, um alle dieſe Bücher begreifen, verſtehen und lieben zu können.

Wie, mein Herr! rief Joſeph, den jungen Mann, welcher hochathmend, in ſichtlicher tiefer Bewegung neben ihm ging, mit erſtaunten Blicken anſehend, wie, mein Herr, Sie haben den Muth mit ſolcher Begeiſterung von dieſen meinen armen Büchern zu ſprechen, welche Sie ſo eben verbrannt haben?

Der Cenſor lächelte geheimnißvoll. Hören Sie, was ich Ihnen zu ſagen habe, ſagte er. Ihre Bücher,

dieſe herrlichen Schätze der Gelehrſamkeit, hatten mir Intereſſe eingeflößt, und ich beſchloß, Ihnen beizuſtehen. Ich konnte es nicht über mich gewinnen, Sie einer Sammlung von Büchern zu berauben, die zu beſitzen ich ein Jahr meines Lebens freudig opfern würde. Meine ganze Seele empörte ſich bei dem Gedanken, daß ich dieſe edlen Monumente des Geiſtes und Genies durch die Scheere verſtümmeln, oder durch das Feuer vernichten ſollte.

Und dennoch haben Sie meine Bücher verbrannt!

Nein, ich habe ſie nur angebrannt, ſagte der Cenſor mit triumphirender Miene.

Was heißt das, angebrannt? fragte Joſeph erſtaunt.

Das heißt, ich habe allerdings die Bücher, wie mir Pater Aloys befohlen, in's Feuer geworfen, aber ich habe ſie, ſobald ſie in Brand gerathen waren, mit meiner Zange durch den breiten Roſt, auf welchem ſie lagen, hindurch geſtoßen, und ſie liegen jetzt wohlbehalten und verglühend in dem eiſernen Kaſten, den ich unter dem Ofen habe anbringen laſſen. Oh, mein Herr, ich habe mir aus ſolchen zum Feuertode verurtheilten Büchern ſchon eine hübſche und bedeutungsvolle Bibliothek geſammelt. Zwar ſind alle meine Bücher ein wenig angebrannt und vom Rauch geſchwärzt, aber das hindert doch nicht, ſie zu leſen, und ſich ihrer Herrlichkeit zu

freuen, wie man ſich eines Helden freut, der mit Wunden und Narben bedeckt in ſeiner Schönheit und Majeſtät vor uns daſteht.

Und warum wollten Sie meine Bücher denn nicht in Ihre ſeltſame und merkwürdige Bibliothek aufnehmen? fragte Joſeph.

Weil mich die edle und freimüthige Weiſe, mit welcher Sie dem Pater Aloys, dem mächtigſten und einflußreichſten Pater im Ober-Cenſur-Collegium, gegenüber traten, entzückt hat, weil ich kaum mein Entzücken zurückhalten konnte über Ihre kühne und ſtolze Widerſetzlichkeit gegen ſeine verruchte Strenge, und endlich, weil ich in Ihnen den Gelehrten, den Mann der Wiſſenſchaften ehre, welcher den Muth gehabt, eine ſolche verpönte Bücherſammlung nicht allein offen einzuführen, ſondern ſogar ſie einem Obercenſor gegenüber zu vertheidigen! Um dieſe Kühnheit zu beſitzen, muß man ſeine Bücher ſehr lieben, und ſie erkannt haben in ihrem Werth und ihrer Bedeutſamkeit. Deshalb, mein Herr Joſeph, weil ich fühlte, daß wir Geiſtesverwandte ſind, daß wir Beide im Stande ſind der Wiſſenſchaft unſere Ruhe und unſern Frieden zum Opfer darzubringen, deshalb ſollen Sie Ihre Bücher wiederhaben. Sie kommen

zu Ihnen, wie der Sieger aus der Schlacht, ſie tragen ihre Wunden, aber ſie leben noch, und ihre Wunden ſind Alle auf ihrer Stirn. —

Und waren denn alle meine Bücher zum Feuertode verurtheilt? fragte Joſeph. Es waren doch, meine ich, auch einige ſehr harmloſe, ſehr unverfängliche dabei, oder ſind die Fabeln von Lafontaine zum Beiſpiel auch bei Ihnen verboten?

Nicht alle, mein Herr, nur diejenigen, welche einem frommen Gemüth Anſtoß geben müſſen, weil ſie die Prieſter verſpotten.

Das heißt alſo, grade die ſchärfſten, beſten und witzigſten! Man hat dem armen Lafontaine die Zähne ausgeriſſen, daß er nicht beißen kann!

Ich habe Ihnen aber mindeſtens dieſe Zähne aufgehoben, mein Herr. Ich habe, wie es meiner Pflicht gemäß war, die verpönten und dem Interdict verfallenen Seiten aus Ihren Büchern herausgeſchnitten, aber ſtatt ſie in's Feuer zu werfen, habe ich ſie aufgehoben. Haben Sie die Güte morgen in meine Wohnung zu kommen, ich werde Ihnen dort ſowohl Ihre angebrannten Bücher, als auch die aus einigen derſelben ausgeſchnittenen Blätter wieder übergeben. Die verſchnittenen Bücher ſelbſt kön-

nen Sie aus dem Ober-Cenſur-Collegium zurück erhalten*).

Und was kann ich thun, um Ihnen meine Dankbarkeit zu beweiſen? fragte Joſeph freundlich.

Sie werden mich hinlänglich belohnt haben, mein Herr, ſagte Weinlich, tief erröthend, indem er ein Buch aus ſeinem Buſen hervorzog, Sie werden mich zu Ihrem dankbaren Schuldner machen, wenn Sie mir dieſes Buch hier für meine Bibliothek ſchenken wollen.

Moſes Mendelsſohn's Ueberſetzung des Phädon! rief Joſeph, das Buch aufſchlagend, welches Herr Weinlich ihm dargereicht. Sie haben dies Buch gerettet, mein Herr? Es iſt, wie ich ſehe, weder angebrannt, noch beſchnitten!

Ich habe es geſtohlen, Herr Joſeph, flüſterte Weinlich tief erglühend. Ja, ich habe dies Buch geſtohlen, als ich dem Pater Aloys Ihren Bücherkoffer zur Durchſicht brachte. Während er Sie begrüßte, ſchob ich das Buch in meinen Buſen, und errettete es ſo von der Ver-

*) Dieſe Art, ſeine Bücher von der Scheere und dem Scheiterhaufen des Ober-Cenſur-Collegiums zu erretten, war damals eine ſehr gewöhnliche, und noch jetzt findet man in manchen Privatbibliotheken zu Wien ſolche Bücher, welche angebrannt ſind, durchſchnittene oder wieder eingeklebte Blätter haben, und ſo die Invaliden der Jeſuitencenſur jener Zeit ſind. Siehe darüber: Nicolai Reiſen. Bd. IV. S. 885.

urtheilung. Oh, mein Herr, ſchenken Sie mir dies Buch, oder wenn dies zu viel gefordert iſt, ſo leihen Sie es mir ſo lange, bis ich mir eine Abſchrift deſſelben habe machen können.

Nein, behalten Sie das Buch, ſagte Joſeph freundlich, behalten Sie auch alle diejenigen, welche Sie vom Feuertode und der Verſtümmelung errettet haben. Dafür aber erlauben Sie mir Eine Frage!

Fragen Sie, mein Herr! rief Weinlich, deſſen Augen glühten vor Freude über das reiche Geſchenk Joſephs. Fragen Sie, ich werde Ihnen gewiß eine ehrliche und aufrichtige Antwort geben!

Nun denn, mein Herr Weinlich, wie iſt es möglich, daß Sie mit Ihren Geſinnungen Cenſor ſind? Wie konnten Sie bei Ihrer glühenden Liebe zu den Wiſſenſchaften, bei Ihrer Begeiſterung für die Werke der Dichter und Künſtler, ſich dazu hergeben, dieſe Werke zu verſtümmeln und zu vernichten, wie konnten Sie ſich zu einem Henkersknecht des Geiſtes erniedrigen?

Ich habe es gethan aus Liebe zu den Wiſſenſchaften, ſagte Weinlich feierlich, ich habe den Wiſſenſchaften das größte Opfer gebracht, welches ein Menſch zu bringen vermag, ich habe ihnen mein ſtolzes Selbſtgefühl, meine reine Selbſtachtung geopfert. Ich fühlte von früheſter

Jugend auf den Drang nach Wiſſen, nach Erkenntniß in mir. Ich habe gehungert und gedarbt, um mir für die wenigen Groſchen, die ich mir auf dieſe Weiſe erübrigen konnte, Bücher zu kaufen. Ich habe Jahrelang von Brod gelebt, und meine Bücher waren das Fleiſch, mit welchem ich meinen Geiſt nährte, während mein Körper darbte. Aber endlich fühlte ich, daß alle dieſe Entbehrungen, denen ich mich unterzog, doch nicht genügten, daß mein weniges Geld nicht hinreichte, um mir die Lehrer und Bücher, deren ich zu meinen Studien bedurfte, anzuſchaffen. Meine Studien der alten Sprachen und des Sanskrit hatten mich in Berührung mit einigen gelehrten und aufgeklärten Dominicanern gebracht, dieſe gaben mir Empfehlungen an das Jeſuiten-Collegium. Wegen meiner Sprachkenntniſſe bot man mir die Stelle eines Untercenſors an. Ich nahm ſie an, ich ward Cenſor, nicht weil ich die Wiſſenſchaften haßte und verfolgte, ſondern weil ich ſie liebte. Mein Ablehnen hätte aber der Wiſſenſchaft nicht genutzt, die Herren vom Cenſur-Collegium hätten leicht einen Andern gefunden, der mit fanatiſchem Eifer thun mochte, was ich nur ſchonend und widerſtrebend that, der die Bücher von den Flammen verzehren ließ, ohne Erbarmen mit ihrer Erhabenheit und Schönheit, der ſie mit der Scheere

verstümmelte, ohne Hochachtung und Pietät für ihre abgeschnittenen Theile. Ich ward Censor, um die Bücher, die zu kaufen ich nicht reich genug war, und die zu besitzen mir das Ober-Censur-Collegium nicht gestattet haben würde, um die verbotenen und verfehmten Bücher lesen und studiren zu können. Und wenn ich dann durch das Studium dieser Bücher, die ohnedies durch ihre Titel und die Namen ihrer Verfasser schon verurtheilt und verpönt sind, meinen Geist und meine Kenntnisse bereichert habe, dann habe ich weiter nichts zu thun, als daß ich bei allen den Stellen, die nach den bekannten landesüblichen Vorurtheilen bedenklich und gefährlich sind, einen Kniff in's Buch mache, und einen kurzen Bericht gebe, den der Pater Aloys dann benutzt, indem er demgemäß in den Sitzungen des Collegiums referirt*). — Jetzt, mein Herr, wissen Sie, warum ich Censor geworden bin!

Und ich bedaure Sie, daß es für Sie keinen andern Ausweg gab, sagte Joseph theilnahmsvoll. Warum wandten Sie sich nicht um Unterstützung zu Ihren Studien an die Kaiserin?

Die Kaiserin, mein Herr, liebt die Jesuiten. Sie würde mich also höchstens an das Universitäts-Collegium

*) Nicolai Reisen. Band IV. S. 904. Briefe eines reisenden Franzosen. Bd. I. S. 250.

empfohlen haben, und wenn ich um Erlaubniß gebeten hätte, verbotene Bücher lesen und für mich anschaffen zu dürfen, so würde ich keine Unterstützung, sondern nur Vorwürfe und Zorn gefunden haben.

Sie mögen Recht haben, sagte Joseph sinnend, aber warum wenden Sie sich jetzt nicht an den Mitregenten, den sich die Kaiserin erwählt, und der jetzt statt der trauernden Kaiserwittwe über Oesterreich herrscht?

An den jungen Kaiser Joseph, meinen Sie? fragte Weinlich achselzuckend.

Ja, mein Herr! Der Kaiser liebt, wie man weiß, nicht die Herren Jesuiten und Priester, welche das österreichische Volk so lange in Finsterniß und Unwissenheit erhalten haben. Der Kaiser ist fest entschlossen, diese Knechtschaft der Geister, diesen Zwang der Gewissen aufzuheben, und gleich wie er schon jetzt die Keuschheits-Commissionen außer Thätigkeit gesetzt hat, so wird er auch die Wirksamkeit der Jesuiten beschränken, und die Censur aufheben.

Er wird das thun, wenn die Jesuiten ihm Zeit dazu lassen, er wird das thun, wenn er die Macht dazu behält!

Ah Sie meinen wohl, daß es den Jesuiten gelingen werde, auch über ihn die Gewalt zu erringen, die sie

über seine Vorgänger gehabt? Sie meinen, daß der junge Kaiser auch bald nur ein Werkzeug in den Händen der Jesuiten sein werde? Und es ist deshalb, daß Sie sich nicht an ihn wenden wollen?

Nein, ich meine, daß die frommen Väter dem jungen Kaiser keine Zeit lassen werden, viel zu reformiren und abzuändern. Da sie sehr wohl wissen, daß Joseph niemals sich ihnen fügen und sie unterstützen wird, so werden sie ihn bei Seite drängen, und ihn unwirksam machen; noch lebt die Kaiserin, und ist, wenn sie will, die Alleinherrscherin von Oesterreich. Die frommen Väter werden es schon zu machen wissen, daß sie will. Wenn ich also jetzt in diesem Interregnum mich an den Kaiser wendete, und dieser mich frei machte von meiner Stelle, und mir Unterstützung zusagte, so würde er vielleicht sehr bald nicht mehr im Stande sein, sie mir zu gewähren; ich hätte aber dann meine Stelle verloren, und mich für immer verdächtig gemacht.

Es ist wahr, sagte Joseph mit einem traurigen Lächeln, es ist vielleicht nutzlos und gefährlich für Sie, sich um die Gunst des jungen Kaisers zu bemühen, und Sie mögen wohl Recht haben, auf seine Freundschaft keinen Werth zu legen, denn die Jesuiten sind gar mächtige Leute, und ihre Feindschaft ist schlimmer als

die Feindſchaft aller Kaiſer und Könige. Bleiben Sie alſo immerhin Cenſor und machen Sie Ihre Studien in den Büchern, die Sie nachher verbrennen und verſtümmeln. Sie haben ja ein ſehr ſinnreiches Mittel gefunden, die verbotenen Bücher zu leſen und zu ſtudiren, ohne mit den Herren Patres in Streit und Zank zu gerathen, und Kenntniß von allen Schriften zu erlangen, die allen andern Gelehrten ſonſt vorenthalten werden. Leben Sie wohl, mein Herr, und möge Ihnen die Lectüre meiner angebrannten Bücher recht viel Nutzen und Freude gewähren! —

Und das, ſagte Joſeph in ſich hinein, indem er ſich von dem Cenſor entfernte, und in eine Seitenſtraße einbog, das iſt meine geträumte Herrlichkeit und Macht! Dieſer arme Bücherwurm, der ſeufzend umherkriecht unter dem Wuſt und Staub der Gelehrſamkeit, und Cenſor geworden iſt, um ſein Leben zu friſten, dieſer gelehrte Nachrichter der Jeſuitenweisheit hält es doch nicht einmal der Mühe werth, ſich an mich zu wenden, und meine Hülfe für ſich in Anſpruch zu nehmen. Oh welch ein jämmerliches, armſeliges Ding iſt es doch um die Größe und Hoheit der Menſchen. Wir kriechen doch Alle im Staube umher, ob wir nun König oder Bettler ſind! Nicht Der iſt der Mächtigſte, welcher der Größte

iſt, ſondern Der, welcher der Schlaueſte iſt. Der Löwe, welcher ſich der König der Thiere dünkt, und majeſtätiſch durch den Wald dahinſchreitet, ſinkt plötzlich mit einem Weheſchrei um und ſtirbt, weil eine kleine Natter, die ungeſehen und verachtet im Staube dahin kroch, ihn in den Fuß geſtochen und vergiftet hat. Der Löwe hätte ihr nichts anhaben können, ſelbſt wenn er ſie geſehen, denn ihr Gift ſchützt die Natter vor jeder Berührung, und ſelbſt der König der Thiere würde ihr aus dem Wege gegangen ſein. Und ſo ergehet es auch den Königen der Menſchen, ſo wird es auch mir ergehen. Ich werde auch meine Natter finden, welche mich mitten auf meinem Wege zu Boden ſchleudert, und mir heimtückiſch ihr Gift beibringt! Nun, mag es ſo ſein! Möge aber Gott vorher mir noch Zeit laſſen, der Menſchheit zu nützen, und meinem Volk die Freiheit und das Licht zu bringen, welches Beides man ihnen ſo lange entzogen hat! Möge es mir vorher gelingen, Aufklärung und Wiſſenſchaft in meinem Vaterlande zu verbreiten, und den Druck der heuchleriſchen Frömmelei, unter welchem meine Völker ſeufzen, von ihnen zu nehmen. Nun, ich will wenigſtens meine Zeit benutzen, wie kurz ſie mir auch zugemeſſen ſein mag! Dieſe Herrn Cenſoren ſollen wenigſtens von mir hören, und ihren lächerlichen und will-

kärlichen Edicten will ich Einhalt thun! Sie sollen mir nicht mehr den Winckelmann und den Platon, und die Werke der Philosophen und Dichter verbieten, und uns durch solches Verbot lächerlich und verächtlich machen vor ganz Europa! Ich werde dieser Stunde auf der Büchermauth gedenken, wie ich es dem frommen Pater Aloys versprochen habe!

Der Kaiser schritt hastiger vorwärts, und hatte bald das Schloß erreicht. Dies Mal ging er nicht zu einer Seitenpforte, sondern trat grade durch das Hauptportal in die Vorhalle ein.

Bin doch begierig, ob meine junge Anklägerin und Verläumderin, die kleine Officiertochter, mit ihrer Bittschrift schon hier ist, sagte der Kaiser, indem er den Corridor betrat, welcher zu dem Saal der öffentlichen Audienzen führte. Die Schildwachen, welche vor der Thür standen, ließen ihn unbeachtet passiren; sie mochten ihn auch für einen Bittsteller halten, der zu der Stunde der öffentlichen Audienzen kam, um dem Kaiser selbst seine Bittschrift zu überreichen. Ungehindert gelangte also der Kaiser in den Saal.

Ja, seine kleine Anklägerin und Verläumderin war schon da. Sie stand zitternd und verschämt in einem Winkel des Gemaches, und hielt ein Papier in ihren

zitternden Händen. Als sie ihren unbekannten Freund und Beschützer erblickte, eilte sie ihm tief erröthend entgegen, und reichte ihm verschämt ihre Hand dar.

Oh, mein Herr, Sie haben also Wort gehalten, sagte sie leise. Ich fürchtete so sehr, Sie würden mich schon vergessen haben, und es ward mir so bange und schauerlich in diesem öden, schweigenden Saal, daß ich schon im Begriff war, wieder fortzulaufen. Sie sehen wohl, mein Herr, es hat Niemand Vertrauen zu dem Kaiser. Es ist, wie man mir da unten gesagt hat, die Stunde der öffentlichen Audienzen, und der Saal ist leer. Es kommt Niemand, denn man weiß doch, daß der junge Kaiser keine Bittschriften annimmt, und keine Gnade ausübt. Ach, auch ich werde vergeblich gekommen sein! Der Kaiser wird nicht so mitleidig, großmüthig und erbarmungsvoll sein, wie Sie es gegen ein armes, schutzloses, verzweiflungsvolles Mädchen gewesen sind. Auch meine Mutter ist meiner Ansicht, und wenn ich doch eine Bittschrift aufgesetzt habe, und hierher gekommen bin, so habe ich das nur gethan aus Dankbarkeit gegen Sie, mein Herr, und weil ich Sie noch einmal sehen, weil ich Ihnen den Dank meiner Mutter darbringen, weil ich Ihnen sagen wollte, daß meine Mutter und ich an jedem Abend für den edlen, großmüthigen Menschen-

freund beten werden, der ſich unſerer Noth und Verzweiflung erbarmte, und bei dem es keiner andern Fürſprache und Protection bedurfte, als der Thränen des Unglücks. Oh mein Herr, wenn Sie zu Ihrem großmüthigen Geſchenk noch ein zweites hinzufügen wollen, ſo ſagen Sie mir Ihren Namen, damit meine Mutter und ich ihn in unſern Gebeten Gott nennen können, und dann laſſen Sie mich ſtill und zufrieden von hinnen gehen, ohne dem Kaiſer meine Bittſchrift gegeben zu haben, denn das iſt doch nutzlos und vergeblich!

Nun, rief Joſeph lachend, wenn alle Gegner des Kaiſers ſo ſtarrköpfig ſind wie Du, mein Kind, dann wird es dem armen Kaiſer allerdings ſchwer werden, den Leuten Wohlthaten zu erzeigen, und ihre Vorurtheile auszurotten. Aber ich will Dir beweiſen, daß Du dem Kaiſer Unrecht thuſt! Gieb mir Deine Bittſchrift. Ich will ſie ſelbſt dem Kaiſer bringen. Warte hier auf meine Botſchaft; es wird bald ein Kammerlakai kommen, und Dich zum Kaiſer rufen. Folge ihm, und fürchte nichts, Du wirſt mich beim Kaiſer finden, und da werde ich Dir auch meinen Namen ſagen! Auf Wiederſehen alſo!

Er nickte ihr zu, und verließ durch eine Seitenthür den Saal. Das Mädchen ſchaute ihm mit trüben

Blicken nach, und drückte sich angstvoll und schüchtern in eine Fensternische. Allmälig füllte sich der Saal mit diesen ernsten, niedergeschlagenen, traurigen und demüthigen Gestalten, welche man in den Vorzimmern der Mächtigen und Gebietenden zu finden pflegt, welche immer Kummer und Sorge im Herzen, Thränen in den Augen und eine Bittschrift in der Hand haben, und welche gewöhnlich mit Hoffnung und Erwartung kommen, um nachher mit Trostlosigkeit und Niedergeschlagenheit von dannen zu gehen.

Aber die Männer und Frauen, welche sich in diesem Audienzsaal des jungen Kaisers versammelten, schienen indeß doch minder traurig und hoffnungslos als es arme Bittsteller sonst zu sein pflegten. Sie theilten sich einander froh und hoffnungsvoll ihre Erwartungen mit, sie erzählten sich, daß der junge Kaiser von nun an immer selbst die Bittschriften entgegen nehmen wolle, daß er dazu selbst in diesen Saal kommen würde, und daß Jeder alsdann das Recht habe, dem Kaiser mündlich seine Beschwerden und seine Klagen vorzutragen, daß der Kaiser Jedermann mit Geduld und Güte anhöre, und immer eine schnelle Abhülfe ihrer Beschwerden erfolge.*)

*) Hübner, Lebensgeschichte Josephs II. S. 80.

Auf einmal öffnete ſich die Seitenthür, und ein Kammerlakai trat ein. Er ſchaute prüfend und ſuchend umher, und ſchritt dann grade auf das junge Mädchen zu, die tiefbewegt und hochklopfenden Herzens dem Geſpräch der Andern, und den Lobeserhebungen, welche man dem jungen Kaiſer ſpendete, zugehört hatte.

Der Kaiſer wird ſogleich hierher kommen, ſagte der Kammerlakai, die auf ihn einſtürmenden Fragen der Leute beantwortend. Vorher aber ſoll ich dieſes junge Mädchen, die Tochter eines im Dienſt der Kaiſerin gefallenen Officiers, zu ihm führen.

Er winkte dem jungen Mädchen, und ſie folgte ihm ſchweigend und beklommen. Durch eine Reihe glänzender Säle, deren Pracht und Herrlichkeit das Kind der Armuth und der Dürftigkeit mit Staunen und Bewunderung erfüllte, folgte das junge Mädchen dem Kammerlakaien. Endlich in dem letzten der vergoldeten, mit koſtbaren Gobelins und Tapeten verzierten Säle, ſtand der Lakai ſtill.

Verweilen Sie hier einen Moment, ſagte er, dort drinnen iſt der Kaiſer. Ich werde Sie melden!

Er verſchwand hinter der ſammetnen Portière, welche jene Thür dort verhüllte. Das Mädchen blieb allein inmitten dieſer Herren, die in goldgeſtickten Uniformen,

geziert mit funkelnden Ordensſternen und Brillantkreuzen, im Vorſaal des Kaiſers verweilten, und in leiſen, flüſternden Geſprächen hier und dort in Gruppen umherſtanden.

Aber jetzt ward die Portière wieder zurückgeſchlagen, und der Kammerlakai trat heraus, dem Mädchen ſchweigend zuwinkend, und ſie bedeutend, daß ſie jene Thür überſchreiten ſolle.

Sie that es zitternden Herzens und bebenden Fußes. Die Thür ſchloß ſich hinter ihr, und ſie war jetzt in dem Kabinet des Kaiſers. Dort drüben, dieſe ſchlanke hohe Geſtalt in der weißen Uniform, die da am Fenſter ſtand, dem Zimmer den Rücken zugewandt, das war der Kaiſer!

Das junge Mädchen fühlte, wie ihr Athem ſtockte, ihr Herz ſtill ſtand, denn dies war der entſcheidende Moment ihres Lebens! Der Kaiſer konnte mit Einem Wort ſie entweder zu ewiger Armuth und Noth verurtheilen, oder er konnte ſie zu einem ſonnerhellten, ruhigen, ſtillbefriedigten Daſein begnadigen, und die Thränen ihrer Mutter trocknen.

Jetzt wandte der Kaiſer ſich um, und ſchaute mit einem ſanften Lächeln zu ihr hin. Komm hierher, mein Kind, ſagte er freundlich, Du wollteſt den Kaiſer ſprechen, ich bin es!

Das Mädchen ſtieß einen Schrei des Entſetzens aus, und auf ihre Kniee niederſinkend, verhüllte ſie ihr todesbleiches Antlitz in ihren Händen. Sie hatte in dem Kaiſer ihren unbekannten Wohlthäter wiedererkannt, es waren dieſelben ſchönen, wunderbaren, blauen Augen, es war dieſelbe ſanfte innige Stimme. Ja, dieſer edle wohlwollende Herr, der ihr ſeine Hülfe, ſeine Unterſtützung angeboten, es war der Kaiſer ſelber, und ſie hatte ihm in's Angeſicht ihn der Härte und Grauſamkeit geziehen, ſie hatte ihn des Geizes und Stolzes angeklagt.

Sie dachte nicht daran, daß er ihr vielleicht zürnen, ſie vielleicht beſtrafen könne; ſie hatte nur ein unausſprechliches Wehegefühl, weil ſie ihn, der ſo ſanft, ſo erbarmend und menſchenfreundlich ſich ihr bewieſen, gekränkt und beleidigt habe! Das allein war es, was ihr Thränen entlockte, was ihr Herz mit bitterm Schmerz erfüllte!

Der Kaiſer näherte ſich ihr, und ſchaute mit einem Ausdruck unendlichen Erbarmens zu dem armen zitternden Mädchen nieder, die noch immer auf ihren Knieen lag, und zwiſchen deren Fingern die Thränen in großen Tropfen hervorquollen.

Ich habe Deine Bittschrift gelesen und geprüft, sagte er milde. Ich habe gesehen, daß Du in allen Dingen die Wahrheit gesagt hast. Deine Mutter wird von heute an die frühere Gage Deines Vaters als Pension erhalten, und wenn sie stirbt, geht sie auf Dich über. Ich bitte Dich und Deine Mutter, die Verspätung dieser Pension, auf die Ihr so gerechte Ansprüche hattet, zu entschuldigen, da weder die Kaiserin noch ich gewußt haben, daß Dein Vater, dieser brave und treue Officier eine Familie zurückgelassen. Ich bitte Dich also noch einmal, die Verspätung meiner Pflichterfüllung zu entschuldigen!*) Und jetzt, mein Kind, erhebe Dich von Deinen Knieen, denn man soll vor Niemand als vor Gott knieen. Stehe also auf, trockne Deine Thränen, und eile zu Deiner Mutter, um ihr zu sagen, daß Eure Noth und Sorge vorbei, und daß der Kaiser am Ende doch nicht so herzlos und grausam sei, als man ihn Euch geschildert hat.

Nein, rief sie leidenschaftlich, ihr von Thränen überfluthetes Antlitz zu dem Kaiser emporhebend, nein, ich werde nicht eher von meinen Knieen aufstehen, als bis Ew. Majestät mir vergeben, als bis Sie mir die bösen

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe Coxe, Vol. V. S. 286.

und heimtückiſchen Worte, mit denen ich Ew. Majeſtät verläumdet habe, verziehen haben!

Sie ſind Dir ſchon verziehen, denn was kannſt Du dafür, Du armes Kind, daß man Dir den Kaiſer, den Du nicht kannteſt, in ſo ſchlimmem Lichte gezeigt hatte? Aber jetzt kennſt Du ihn, und nicht wahr, wenn jetzt in Zukunft wieder Jemand Uebles von mir ſprechen will, ſo darf ich darauf hoffen, daß Du bei ihm mein Anwalt wirſt?*)

Er reichte ihr die Hand hin, und das Mädchen preßte auf dieſelbe ihre glühend heißen Lippen und benetzte ſie mit ihren Thränen.

Der Kaiſer zog das Mädchen faſt mit ſanfter Gewalt empor. Trockne Deine Thränen jetzt, ſagte er, denn ſonſt möchten Die im Vorzimmer meinen, ich habe Dich im Zorn entlaſſen, und habe Dich ſchlimm behandelt. Eile zu Deiner Mutter, mein Kind, und grüße ſie von mir. Sagteſt Du mir nicht da unten im Audienzſaal, Deine Mutter und Du, Ihr wünſchtet Beide den Namen Deines unbekannten Freundes zu wiſſen, um ihn in Euern Gebeten Gott nennen zu können? Nun wohl denn — ich heiße Joſeph!

*) Des Kaiſers eigene Worte.

Zweites Buch.

Die regierende Kaiserin.

I.

Rosenkranz und Scepter.

Die vier Wochen, welche Maria Thereſia ſich ſelbſt als Noviziat beſtimmt hatte, und nach deren Ablauf ſie ſich, wie ſie zu Kaunitz geſagt, nach Insbruck zurückziehen wollte, um dort ein Kloſter zu gründen, die vier Wochen waren faſt vergangen, und noch immer verweilte Maria Thereſia ſtill und zurückgezogen in ihren Gemächern, und noch immer war ihr Sohn, der Kaiſer Joſeph, der unbeſchränkte Alleinherrſcher des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates, noch immer konnte er fortfahren in ſeinen Reformen und Neuerungen, welche die Beamten und Diener des alten Regime mit Entſetzen erfüllten, und ihnen, ſo wie den Pfaffen und Prieſtern, wie die Todtenglocken ihrer eigenen Macht und Herrlichkeit erſchienen.

Und ſie mußten dieſes Alles dulden, und über ſich

ergehen laſſen, ohne nur das Recht zu haben, ſich zu beklagen, ohne nur mit ihren Aengſten und Befürchtungen das Ohr der Kaiſerin erreichen zu können. Denn an dem Tage, an welchem Maria Thereſia ſich in ihre Trauergemächer zurückgezogen, hatte ſie den Perſonen, welchen ſie erlaubte, in ihre Nähe zu kommen, mit ſtrengem Ton und gebieteriſchem Weſen verboten, zu ihr auch nur mit Einem Wort, Einer Andeutung der Dinge und Ereigniſſe Erwähnung zu thun, welche ſich außerhalb ihrer Gemächer zutragen möchten. Sie wollte ein für alle Mal abſchließen mit der Welt, und kein Ton und kein Blatt aus derſelben ſollte noch die trauervolle Stille ihrer Wittwenzelle beunruhigen. Dennoch hatte es Pater Porhammer, der Beichtvater der Kaiſerin, einige Male gewagt, mit einer leiſen Andeutung, einem hingeworfenen Wort von den Veränderungen, welche der reformirende Kaiſer vorgenommen, zu ſprechen, aber die Kaiſerin hatte ihn mit ſtrengen Blicken angeſchaut, und mit ſtrafendem Ton ihn daran erinnert, daß ſie ihn berufen habe, um mit ihr zu beten und zu weinen, und daß es ſich für einen Diener der Kirche nicht wohl ſchicke, die Gebete zu unterbrechen, um von den trivialen Dingen dieſer Erde zu ſprechen. — Auch die Oberhofmeiſterin, Gräfin Fuchs, hatte es einmal verſucht, der

Kaiserin von den Reformen und Neuerungen, welche der Kaiser im Innern des Palastes sowohl, als außerhalb desselben vornehme, zu erzählen; aber die Kaiserin hatte sie sofort zur Ruhe verwiesen, und mit stolzer Kälte hatte sie hinzugefügt: ich sehe es wohl, Fuchsin, daß die Stille und das Schweigen hier Ihrem weltlichen und zerstreuungslustigen Sinn nicht zusagt; ich will mir aber meinen Frieden und meinen Herzenskummer nicht durch Ihr weltliches und banales Geplauder stören lassen. Bleibe Sie also aus diesen Zimmern hier fern, und wage Sie es nicht eher wieder hierher zu kommen, als bis ich Sie ausdrücklich dazu auffordern lasse!

Dieses schreckensvolle Beispiel von der Strenge der Kaiserin hatte genügt, um Allen Denjenigen, welche die Zimmer Maria Thereſia's betreten durften, ein unverbrüchliches Schweigen aufzuerlegen, und jedes triviale Wort und jeden weltlichen Gedanken aus ihrer Nähe zu bannen. Maria Thereſia konnte jetzt ungestört weinen, in ihren Erbauungsbüchern lesen, und ihren Rosenkranz beten, sie konnte sicher sein, von Niemanden in diesen Beschäftigungen gestört zu werden. Selbst ihre Kinder, die Erzherzoge und Erzherzoginnen, welche an jedem Morgen kamen, ihrer kaiserlichen Mutter die Hand zu küssen, selbst diese wagten es nicht, der Kaiserin von den

Dingen, welche ſich im Schloſſe begaben, zu erzählen, und wenn ſie mit ihr gebetet, mit ihr in ihren Zimmern die Meſſe gehört hatten, entfernten ſie ſich ſtill und ſchweigend wieder, wie ſie gekommen waren. Seit einigen Tagen indeſſen waren nicht alle ihre Kinder beim Lever der Kaiſerin erſchienen, ſeit einigen Tagen war die ſchöne Erzherzogin Chriſtine, die Lieblingstochter der Kaiſerin, nicht mit ihren Geſchwiſtern gekommen, um ihrer Mutter die Hand zu küſſen, und ihr den Morgengruß darzubringen. Am erſten Tage ſchien die Kaiſerin dieſe Abweſenheit Chriſtinens gar nicht zu bemerken, aber am zweiten Tage, als ihre Kinder zu ihr eintraten, und die Erzherzogin immer noch fehlte, unterbrach ſich Maria Thereſia in dem angefangenen Gebet, ihre Blicke flogen mit einem ſeltſamen, fragenden Ausdruck an den Geſichtern ihrer Kinder vorüber, und ihre Lippen öffneten ſich ſchon zu einer Frage. Aber Maria Thereſia ſchien dieſe Frage mit Gewalt zurückzudrängen. Sie neigte ſich tiefer über ihren Roſenkranz, und betete mit ſeltſamer, athemloſer Haſt.

Indeß es kam ein dritter Tag, und die Erzherzogin Chriſtine fehlte noch immer beim Lever ihrer Mutter. Dies Mal konnte die Kaiſerin ihre neugierige Ungeduld nicht mehr bezwingen, und als ihre Kinder ſich ihr an

dieſem Morgen empfahlen, als die Erzherzogin Eliſabeth die Hand ihrer Mutter zum Abſchied küßte, fragte Maria Thereſia haſtig und beklommen: Wo iſt Chriſtine? Warum kommt ſie nicht zu mir?

Ew. Majeſtät halten zu Gnaden, unſere arme Schweſter liegt krank auf ihrem Bett, und kann daher nicht zu Ew. Majeſtät kommen, ſagte die Erzherzogin, und gleichſam als fürchte ſie, ihrer Mutter noch länger läſtig zu werden, machte ſie eine ſchnelle Verbeugung und eilte ihren Geſchwiſtern nach.

Am andern Morgen, als ihre Kinder zu der Kaiſerin eintraten, lag der Roſenkranz, welchen die Kaiſerin ſonſt immer in Händen gehalten, unberührt neben den Erbauungsbüchern auf dem Tiſch. Die Kaiſerin betete nicht und las auch nicht in den frommen Büchern, ſondern ging mit unruhigen Schritten auf und ab. Sie empfing ihre Kinder mit einem ſtummen Kopfnicken, und ſchaute mit geſpannter Erwartung nach der Thür hin, bis dieſe ſich hinter der kleinen Erzherzogin Marie Antoinette ſchloß. Dann ſeufzte die Kaiſerin tief auf, und wandte ſich ab, vielleicht um ihre Kinder die Thränen nicht ſehen zu laſſen, welche in ihren Augen erglänzten.

Aber beim Abſchied, als Marie Antoinette ſich der Kaiſerin nahte, nahm dieſe mit einer leidenſchaftlichen

Heftigkeit das Kind empor in ihre Arme, und indem sie sie zärtlich an sich drückte, flüsterte sie ganz leise in ihr Ohr: wie geht es Deiner Schwester Christine?

Meine Schwester Christine ist sehr krank, und weint den ganzen Tag, Kaisermama, sagte die kleine Erzherzogin traurig. Sie hat Dich aber sehr lieb, Mama, sie läßt Dich auch grüßen!

Die Kaiserin ließ mit einer fast unwilligen Bewegung das Kind aus ihren Armen, und gleichsam als bereue sie es, sich durch solche neugierige, weltliche Frage in ihrer frommen Trauerandacht unterbrochen zu haben, nahm sie ihren Rosenkranz wieder zur Hand, und winkte ihren Kindern sich zu entfernen! — —

Eine Stunde später trat Pater Porhammer aus dem Cabinet der Kaiserin; dies Mal war seine Miene nicht mehr so traurig und düster, wie sie es in den letzten Wochen gewesen, dies Mal ging er nicht gesenkten Hauptes mit niedergeschlagenen Augen an den ehrerbietig sich verneigenden Kammerfrauen vorüber, die immer vergeblich im Vorsaal der Kaiserin auf ihren Ruf harrten; dies Mal war das Haupt des Beichtvaters stolz aufgerichtet, sein Schritt elastisch und frei, sein Auge leuchtend und hell. Mit einem gnädigen und herablassenden Lächeln erwiderte er den Gruß der Kammer-

frauen, und eilte in das nächſte Gemach, in welchem ſich die Oberhofmeiſterin der Kaiſerin, und der Ober-Ceremonienmeiſter Graf Bathiany befanden.

Als ſie die heitere, triumphirende Miene des Paters gewahrten, eilten ihm Beide haſtig entgegen, mit ſo neugierigen, geſpannten Blicken ihn anſehend, als wollten ſie aus ſeinen Mienen die glückliche Nachricht entziffern, welche dieſelben ihnen verkündeten.

Wir werden ſiegen, ſagte der Pater leiſe. Unſer Plan iſt gelungen, wir wollten an das Mutterherz anklopfen, um es zu erwecken aus ſeinem Schlaf, und es iſt erwacht. Die Kaiſerin iſt aus ihrer Lethargie aufgeſchreckt durch die Krankheit der Erzherzogin. Sie hatte bis hierher ſich nur erinnert, daß ſie die Wittwe ihres geliebten Gemahls iſt, jetzt fühlt ſie, daß ſie auch noch die Mutter geliebter Kinder iſt, welche leben, und ein Recht auf ihre Liebe haben! Sehen wir nun zu, daß es uns gelinge in der Mutter auch die Kaiſerin zu erwecken, damit ſie Oeſterreich errette von dem Verderben und dem Unheil, mit welchem ihr gottloſer und pflichtvergeſſener Sohn es bedroht!

Um Gotteswillen, ſprechen Sie leiſe! murmelte der Ober-Ceremonienmeiſter. Wenn der Kaiſer Ihre fürchterlichen Worte erfährt, ſind wir verloren!

Der Pater lächelte mitleidsvoll. Ich fürchte den Zorn des Kaisers nicht mehr, sagte er stolz, mag er es wissen, daß ich sein Feind bin, wenn die Kaiserin wieder das Scepter in die Hand nimmt, ist es zu Ende mit seiner Macht.

Und Ew. Hochwürden glauben, daß die Kaiserin sich wieder aufrichten werde aus ihrer Betrübniß? flüsterte die Gräfin Fuchs. Sie glauben, daß sie zum Besten der heiligen Kirche und des bedrohten Vaterlandes das Scepter wieder in die Hand nehmen wird?

Ich glaube, daß es in unsere Macht gegeben ist, die Kaiserin zu diesem Entschluß zu bringen, und daß die Pläne, die wir längst besprochen und vorbereitet haben, jetzt zur Ausführung kommen werden! Eilen Sie also, Gräfin, und Sie, Herr Ober-Ceremonienmeister, berufen Sie alle unsere Freunde und Diener, denen wir ihre Rollen eingeübt haben, lassen Sie jeden sich an der ihm bezeichneten Stelle postiren, und seine Rolle spielen, denn ich denke, die Kaiserin wird sehr bald aus ihren Zimmern heraustreten, um zu ihrer Tochter, der Erzherzogin Christine, zu gehen.

Wie, es wäre möglich, daß dies geschähe? fragte die Gräfin freudig. Ew. Hochwürden meinen wirklich, *daß die Kaiserin* sich zu diesem Gang entschließen würde?

Ich bin davon überzeugt. Sie hat mich mit zitternder Stimme und mit tiefer Bewegung um das Befinden der Erzherzogin gefragt, und ich habe ihr so ausweichende und geschraubte Antworten gegeben, daß dadurch die Sorge und Unruhe der Kaiserin nur vermehrt worden ist. Gehen Sie also immerhin zur Erzherzogin Christine, und melden Sie ihr den Besuch der Kaiserin, sagen Sie ihr, daß Gott ihre Hingabe und aufopfernde Treue lohnen werde, und daß sie das Ziel ihrer keuschen und tugendhaften Liebe erreichen, daß sie die Gemahlin des Prinzen Albrecht von Sachsen werden solle.

Ich eile, Ihre Bestellung auszurichten, sagte die Gräfin, indem sie sich der Thür zuwandte. Wann meinen Ew. Hochwürden, daß die Kaiserin den Gang zur Erzherzogin machen werde?

Gewiß sehr bald, in einigen Stunden schon wird sich die trauernde Wittwe in eine zärtliche Mutter verwandeln, und der Schritt von der Mutter bis zur Kaiserin ist dann nicht mehr groß. Der düstere Trauerschleier beginnt schon das Haupt Maria Theresias zu bedrücken, und der thatenkühne Geist sehnt sich nach Beschäftigung. Ich glaube, daß die Kaiserin im geheimsten Grunde ihres Herzens froh ist, durch Christinens Krankheit einen Vorwand zu haben, um ihre Trauer-

gemächer verlaſſen zu können, denn, — die Kaiſerin langweilt ſich, und es iſt zu Ende mit ihren Kloſterträumen. Eilen Sie, Gräfin, eilen Sie, die Erzherzogin Chriſtine vorzubereiten. Und Sie, Herr Graf Bathiany, fuhr der Pater fort, ſich an den Ober-Ceremonienmeiſter wendend, Sie werden die Güte haben, die verabredeten Vorkehrungen zu treffen, damit die Kaiſerin auf dieſem Gange durch das Schloß Alles erfahre, was ihr zu wiſſen nöthig iſt. Sorgen Sie dafür, daß unſere Maſchinerie gut und ſicher ſpiele, und die Kaiſerin keinen Ton knarren hört, und keine Abſicht vermuthen kann. Den ganzen Tag müſſen Alle auf ihren Poſten ſtehen, die treuen Schildwachen der Kirche und der Religion, welche beide der freigeiſtige, ungeſtüme und übermüthige Sohn der frommen Kaiſerin bedroht, indem er —

Ich eile, alle Vorkehrungen zu treffen, unterbrach ihn der Graf, angſtvoll bemüht, den weiteren Zornesergüſſen des Paters gegen den Kaiſer zuvorzukommen. Ich will ſogleich die Runde durch das Schloß machen, um die Parole auszutheilen, und Jedem ſeinen Poſten anzuweiſen. Möge Gott unſere Pläne beſchützen, und ihnen ſeinen Segen verleihen!

Er wird es thun, ſagte der Pater, die Hände faltend, und die Augen zum Himmel emporrichtend. Gott wird

ſeiner Kirche den Sieg verleihen und die Böſen nicht triumphiren laſſen! — Aber als der Graf hinausgegangen, und der Pater allein war, ließ er die fromme Maske wieder von ſeinem Antlitz fallen, und ein höhniſches, triumphirendes Lächeln umſpielte jetzt ſeine ſchmalen, blutloſen Lippen.

Ich werde ſiegen, murmelte er, nur wenige Stunden noch, und ich werde wieder der Herrſcher und Gebieter ſein in dieſem Schloß, nur wenige Stunden noch, und die Kaiſerin wird den Roſenkranz wieder mit dem Scepter vertauſchen, und ich werde es wieder ſein, der ihr Herz und ihr Gewiſſen lenkt!

II.

Der Gang durch die Kaiſerburg.

Es war um die Mittagszeit. In der Kaiſerburg herrſchte jene Ruhe und Stille, welche bewies, daß man ſich eben mit der behaglichſten aller Arbeiten, dem Genuß des Eſſens, beſchäftige, daß man den Geſchäften des Tages für eine Stunde ſich abgewandt, um an der wohlbeſetzten Tafel der Sorgen und Mühen des Lebens bei den duftenden Speiſen zu vergeſſen. Ueberall herrſchte Schweigen und Stille, und nur in den Corridoren und auf den Treppen, welche von der Küche nach den kaiſerlichen Speiſeſälen führten, ſah man die Lakaien mit leeren oder gefüllten Schüſſeln auf und niederrennen, und nur in der Küche und den Speiſeſälen herrſchte reges geſchäftiges Leben.

Beide lagen weit ab von den Wittwenzimmern der Kaiſerin Maria Thereſia, und weder die Düfte der

Einen noch das Geräuſch der Andern drang in dieſe düſtern Trauerzimmer empor. Aber Maria Thereſia wußte ſehr wohl, daß um dieſe Stunde die Vorzimmer und die Corridore öde und leer, daß der Kaiſer mit ſeinen Hofherren an ſeiner Tafel ſitze, daß die Erzherzoginnen in ihren verſchiedenen Appartements mit ihren Hofdamen ſich zum Diner niedergeſetzt, daß alle die höhern Hofbeamten an der Marſchallstafel im Vorſaal ſich niedergelaſſen, und alle nicht die Tafeln bedienenden Lakaien und Kammerhuſaren in den Geſindezimmern ihr Mahl verzehrten. Maria Thereſia wußte, daß ſie alſo um dieſe Stunde unbehindert und unbeobachtet durch die Säle und über die Corridore dahin gehen, daß ſie Niemand begegnen würde auf ihrem Gang durch das Schloß.

Sie hatte ſo eben ihr einſames Mahl eingenommen, und die Dienerſchaft zu ihrer eigenen Mittagstafel entlaſſen. Jetzt verſuchte ſie ihre Gedanken an dieſes Gebetbuch zu bannen, welches ſie in ihrer Hand hielt, und auf das ſie ihre Blicke zwingen wollte, ſich zu richten. Aber ihre Gedanken ſchweiften doch immer wieder hinüber zu dem Lager ihrer kranken Lieblingstochter, und ihre Blicke richteten ſich immer wieder nach der Thür hin. Maria Thereſia fühlte, daß ihr zum Gebet die

Sammlung, zum Leſen die Ruhe fehle. Sie ſchlug das Gebetbuch zu, und erhob ſich von ihrem Fauteuil.

Es hilft nichts, ſagte ſie leiſe vor ſich hin, muß ſchon meinem rebelliſchen Herzen den Willen thun, und mich wieder einmal mit irdiſcher Sorge und irdiſcher Liebe beſchäftigen. Kann's nicht ertragen, zu denken, daß die Chriſtine krank auf ihrem Lager liegt, und nach der Mutter ſeufzt und weint, und daß die Mutter nicht ihr die Thränen von den Wangen küßt und ſie pflegt und tröſtet in ihrem Leid! Nein, nein, ich muß zu ihr gehen, und ich meine, es iſt das nicht blos mein Recht, ſondern auch meine Pflicht. Muß den Kindern jetzt auch noch die Vaterlieb' erſetzen, und ſie doppelt lieben mit meinem Mutterherzen! Und es iſt auch kein Raub, den ich an meinem Franzen begehe, denn ich liebe ja in ſeinen Kindern auch ihn ſelber, und meine ihn ſelber zu küſſen, wenn ich ſeine Kinder an mein Herz drücke. Ja, ja, ich will zur Chriſtine gehen. Werd' ſchon unbemerkt über die kleine Treppe und die Seiten-Corridore zu ihr gelangen, werd' ſie überraſchen in ihrer Einſamkeit!

Und mit einer Lebhaftigkeit und Schnelligkeit, wie ſie ſolche noch niemals in dieſen Trauergemächern gezeigt, eilte die Kaiſerin in ihr Toiletten- und Schlaf-

zimmer, um ſich die ſchwarze Mantille zu holen, und in dieſelbe eingehüllt, ihren Weg anzutreten. Es war zufällig, daß ihre Kammerfrau dieſe Mantille auf den Tiſch neben dem großen Toilettenſpiegel hingelegt hatte; Maria Thereſia achtete auch nicht darauf, ſie nahm das Mäntelchen und hing es ſich über, und ganz von Ungefähr traf ihr Blick dabei den Spiegel, und in dem Spiegel ihr eigenes Bild. Es war das erſte Mal ſeit dem Tode des Kaiſers, daß Maria Thereſia ſich in einem Spiegel erblickte, zum erſten Male, daß ſie ſich in dieſer düſtern Wittwentracht erſchauete. Sie fand, daß dieſe ſchwarze Krepphaube, die ihr Antlitz umgab, und mit der großen ſchwarzen Schneppe ihre halbe Stirn verhüllte, ihrem bleichen Geſicht einen ſehr düſtern Ausdruck gebe, daß dieſes Tuch von Krepp und Spitzen, das ihren Hals umſchloß, ſie wie in eine Sargverzierung einhüllte, daß dieſes ſchwarze Wollengewand, das unverziert an ihrer Geſtalt niederfloß, einen gar düſtern, traurigen Eindruck mache.

Schau wahrlich aus wie eine Todtenfrau, ſagte die Kaiſerin, mit einem trüben Lächeln ihr Spiegelbild betrachtend, ja wahrlich, wie eine Todtenfrau. Bin auch eine ſolche, hab' all' meine Lieb' und mein Glück begraben! Aber ich fürcht', die Chriſtine wird einen

hin. Niemand würde mein Rufen gehört haben. Bin doch neugierig zu ſehen, ob auch draußen im Corridor keine Schildwach ſteht!

Nein, auch draußen im Corridor war Alles öde und leer, auch dort keine Dienerſchaft und keine Wachen. Zum erſten Male in ihrem Leben ſah ſich die Kaiſerin ganz verloren und allein, ganz hülflos und unbeachtet, und ſie fühlte das wie einen Stich in ihrem Herzen. Es ſchauderte ihr vor dieſer ſchweigenden Einſamkeit, vor ihren eigenen Schritten, welche den lautloſen Corridor durchhallten. Sie trat leiſer auf, um ſich ſelber nicht zu hören, und ging raſcher, um bald an das Ende dieſes dunklen Ganges zu gelangen. Aber auf einmal ſtand die Kaiſerin ſtill. Es war ihr geweſen, als habe ſie hinter einer dieſer Thüren, welche auf den Corridor führten, klägliches Weinen und Schluchzen vernommen. Ja, ſie hatte ſich nicht getäuſcht, das Weinen kam aus dieſem Zimmer, vor welchem die Kaiſerin ſtand, und deſſen Thür nur angelehnt war!

Ganz deutlich vernahm die Kaiſerin das Schluchzen und Seufzen, welches nur zuweilen von Ausrufungen und hingehauchten Klagen unterbrochen ward. Dann ſagte eine volle, männliche Stimme mit dem Ton ſanften Vorwurfs: alſo immer noch Thränen, Gräfin, immer

noch Troſtloſigkeit? Faſſen Sie ſich, wappnen Sie Ihr Herz mit Standhaftigkeit und Geduld. Gott will Sie prüfen in Ihrer Treue und Ihrer Liebe, darum ſandte er Ihnen dieſes Herzeleid, darum hat er Ihnen die Gnade und Gunſt der Kaiſerin entzogen, aber er wird Ihnen dieſe Gnade wieder zuwenden, und Ihnen das Herz der Kaiſerin wieder geneigt machen!

Nein, nein, ich fühle es, daß dem nicht ſo iſt, jammerte die Gräfin. Die Kaiſerin hat mich aufgegeben, ſie glaubt nicht mehr an mich, und ich liebe ſie doch ſo grenzenlos. Ich kann dieſe Trennung von ihr nicht ertragen, ich werde ſterben, wenn ſie mich noch länger von ihrem Angeſicht verbannt. Oh, Hochwürden, ſuchen Sie nicht mich zu tröſten, denn mein Schmerz wird erſt mit meinem Leben ſchwinden. Sie wiſſen nicht, was das heißt, ſeine letzte Erdenliebe verlieren zu ſollen. Und die Kaiſerin iſt meine letzte Erdenliebe. Ich habe meinen Gemahl begraben, ich habe meine Töchter verheirathet, und mein Herz, welches einſam zurückgeblieben, klammerte ſich nun mit einer leidenſchaftlichen Gluth an die Kaiſerin an. In ihrem Dienſt war ich glücklich, befriedigt und freudenvoll, nun da ſie mich verſtoßen hat, habe ich auf Erden nichts mehr zu ſchaffen, und bitte Gott nur, daß er mich von hinnen nimmt.

Vieles noch haben Sie auf Erden zu ſchaffen, ſagte der Pater lebhaft. Denn ich kenne das Herz der Kaiſerin, welches eben ſo treu als edel iſt. Die Kaiſerin wird Sie wieder zu ſich rufen, ſie wird Ihnen ihr Ohr und ihr Herz wieder öffnen, und dann haben Sie eine heilige Pflicht mit mir zu erfüllen, dann müſſen Sie gleich mir die Kaiſerin beſchwören, abzuſtehen von ihrem ſo ſchönen und ſo rührenden Opfer, dann müſſen Sie mit mir ſie anflehen, um ihres Volkes und ihres Landes willen die ſchweren Pflichten, welche Gott ihr auferlegt, zu erfüllen, das Scepter wieder in die Hand zu nehmen, und um Gottes und der heiligen Kirche willen wieder die regierende Kaiſerin zu werden! Wehe uns Allen, wehe ganz Oeſterreich, wenn die Kaiſerin dies nicht thut, wenn ſie ihren Herzenskummer höher ſchätzt, als ihre Pflicht, wehe, wenn ihr Sohn, dieſes abtrünnige Kind der Kirche, noch länger Gewalt behält in dieſem Lande, wenn er fortfahren darf mit dieſen fluchwürdigen Neuerungen, dieſen —

Still, um Gotteswillen ſtill, unterbrach ihn die Gräfin. Es iſt wahr, der Kaiſer handelt in wildem Ungeſtüm ſeiner brauſenden Jugend, es iſt wahr, ſeine Neuerungen und Reformen müſſen jeden Gutgeſinnten mit Trauer, jeden frommen Chriſten mit Entſetzen er-

füllen, aber immer iſt er doch der Sohn unſerer geliebten Kaiſerin, und um ihretwillen wollen wir verſuchen, ihn zu lieben, und auf ſeine Umkehr zu hoffen! Aber kommen Sie, ehrwürdiger Vater, Ihr gütevoller Zuſpruch hat mir Muth eingeflößt, ich will es noch einmal verſuchen, die Gnade der Kaiſerin wieder zu gewinnen, ich will zu ihr gehen, ich —

Die Kaiſerin hörte nicht weiter, mit leiſen geräuſchloſen Schritten eilte ſie vorwärts, den Corridor hinunter, zuweilen angſtvoll rückwärts ſchauend, um ſich zu überzeugen, daß die Gräfin Fuchs und Pater Porhammer noch nicht herausgetreten aus dem Gemach, daß ſie nicht die enteilende Kaiſerin bemerkt hätten, und daher nicht ahnen konnten, daß Maria Thereſia ihr Geſpräch behorcht habe.

Erſt als ſie um eine Ecke biegen konnte, ging die Kaiſerin langſamer, und indem ſie ſich in ihren Gedanken Alles wiederholte, was ſie eben, und wie ſie vermeinte, ſo unabſichtlich vernommen, ſagte ſie leiſe zu ſich ſelber: möchte doch wiſſen, was das für Neuerungen und Reformen ſind, welche der Joſeph vorgenommen. Fürchte faſt, daß es ſchlimme Dinge ſind, und daß er in ſeinem Jugendungeſtüm zerſtören wird, was ich aufgebaut, fürchte faſt, daß er ſich vermeſſen könnte, ſelbſt

die heilige Kirche mit ungeweiheten Händen anzutaſten. Er hat ein ſtörriſches und wildes Herz, und es fehlt ihm der rechte Glaube! Oh, oh, ich ſehe ſchlimme Tage herauf ziehen über mein armes Oeſterreich!

Eben trat die Kaiſerin aus dem Gang auf den kleinen Vorplatz, über welchen man zu der Nebentreppe gelangte, die in das untere Stockwerk führte. Die Kaiſerin näherte ſich raſch dieſer Treppe, aber plötzlich ſtockte ihr Fuß, und faſt ängſtlich wich ſie zurück. Da, auf der oberſten Stufe, ſaß, den Rücken ihr zugewandt, eine männliche Geſtalt. Den Kopf tief vornüber auf die Bruſt geneigt, ſchien der Mann zu ſchlafen, ſo unbeweglich ſaß er da, ſo langſam und ſchwer kamen die Athemzüge aus ſeiner Bruſt hervor. Aber indem die Kaiſerin eben langſam und vorſichtig von der Treppe zurückwich, hob der Mann langſam ſein Haupt empor, und wandte ſich um; dann, als er die Kaiſerin gewahrte, ſtand er langſam auf und verneigte ſich ſtumm und wenig ehrerbietig.

Maria Thereſia blickte erſtaunt zu ihm hin, dieſer Mangel an Ehrerbietung hätte ſie bei Jedermann in Verwunderung geſetzt, er überraſchte ſie doppelt an dieſem Mann, welcher Niemand anders war, als Stockel, der *Kammerheizer* der Kaiſerin. Seit dreißig Jahren war

er in ihrem Dienſt, ſeit dreißig Jahren war Maria Thereſia es gewohnt, ihren ſchweigſamen, ſtillen Tyroler in der Frühe des Morgens in ihr Zimmer treten zu ſehen, im Winter, um Feuer in den Kamin zu legen, im Sommer, um das Geld zu empfangen, welches er an die armen, verſchämten Nothleidenden, die er im Laufe des verfloſſenen Tages entdeckt hatte, und über die er der Kaiſerin Bericht erſtatten mußte, austheilen ſollte. Seit dreißig Jahren hatte ſie mit ihrem alten ergebenen Kammerheizer in einer gewiſſen treuherzigen Vertraulichkeit gelebt, und oftmals hatte Stockel es übernommen, der Kaiſerin zu ſagen, was Niemand Anders zu ſagen unternehmen wollte, oftmals hatte das kühne Wort, die naive Bitte Stockels mehr genutzt bei der Kaiſerin, als lange Vorträge ihrer Miniſter und Conferenzräthe*). Immer war Stockel der ergebenſte, ehrerbietigſte und treueſte Diener geweſen, immer hatte die Nähe der Kaiſerin genügt, um ſein altes, runzelichtes Antlitz aufleuchten zu machen vor Vergnügen. Wie kam es, daß er heute, da er doch die Kaiſerin ſeit Wochen nicht geſehen, ſo ernſt und gleichgültig erſchien?

Er wird böſe ſein, daß ich ihn ſo lange nicht zu

*) Thiébault: Memoires de vingt ans. Vol. III. 233.

mir kommen ließ, dachte die Kaiserin, ich will ihn versöhnen! — Und mit einem sanften, gütevollen Lächeln trat sie dem alten Manne entgegen, der sich kerzengrade, mit kalten, düstern Mienen neben dem Treppenpfeiler aufgestellt hatte.

Nun, Stockel, sagte Maria Theresia, freut mich, Dich zu sehen. Es ist lange her, daß Du nicht in meinen Kammern gewesen bist. Zeither hat das Herzeleid in meinen Kammern Wache gehalten, und so eine arme, trauernde Wittwe war ich, daß ich nur meinen eigenen verlornen Reichthum bedauern konnte, und gar kein Herz hatte für die andern Armen!

Stockel antwortete nichts, er wandte nur sein Haupt ein wenig zur Seite und zuckte leicht mit den Achseln. Bist böse auf mich? fragte Maria Theresia mit ihrer gutmüthigen Vertraulichkeit. Hast wieder einmal Lust zu zanken mit Deiner Kaiserin?

Kaiserin? wiederholte Stockel langsam. Denk', Ihr seid eine angehende fromme Aebtissin, weiß sehr wohl, und alle Welt weiß es, daß die Maria Theresia keine Kaiserin mehr ist, daß sie nichts mehr zu sagen und zu befehlen hat in diesen Landen.

Die Kaiserin zuckte zusammen, und eine schnelle, *dunkle Röthe* übergoß ihre Wangen; aber sie kämpfte

bald ihren Unmuth nieder, und ein mattes trauriges Lächeln umspielte wieder ihre Lippen.

Bist also wirklich bös' auf mich? fragte sie. Es gefällt Dir nicht, daß ich die Kaiserburg mit einem Kloster vertauschen will? Meinst, es sei nit recht, daß ich aufhören will zu regieren?

Versteh' nichts davon, sagte Stockel düster. So große und mächtige Leut' lassen sich nicht beurtheilen auf die gewöhnliche Art, und was bei Andern Unrecht und feig' sein möcht', das kann wohl bei ihnen groß und erhaben sein! Versteh' nichts davon! Aber's fällt mir jetzt zuweilen ein, was die Frau Kaiserin, Maria Theresia, einstmals zu mir sagte; damals war sie freilich noch jung und lebensfrisch, und es stand wohl noch in ihrem Gedächtniß, daß sie zu St. Stephan, als ihr der Erzbischof die heilige Kaiserkrone aufgesetzt, laut und feierlich den Eid geschworen, ihrem Volk, so lang sie lebe, eine treue und liebevolle Herrscherin und Kaiserin zu sein, damals glaubte sie vielleicht noch, daß man Eide nicht brechen dürfe.

Nun, und was sagte die Kaiserin damals zu Dir? fragte Maria Theresia mit gütigem und mildem Ton.

Ich will's Euch erzählen: Mir war mein junges Weib gestorben, und weil ich schier in Verzweiflung war

und nichts mehr wiſſen wollt' von der Welt, dacht' ich dran heimzugehen in meine Berge und oben auf der Höh', wo's einſam iſt und ſtill, mir eine Einſiedlerhütt' anzulegen. Kam zur jungen Kaiſerin, und bat um meinen Abſchied, wollt' ihr die Treu' und Lieb' aufkündigen. Aber ſie nahm's nit an. Sah mich an mit ihren großen Feueraugen, in denen es verächtlich blitzte. „Wie? ſagte ſie. Biſt ein ſo feiger muthloſer Geſell, daß Du dem lieben Herrgott gleich aus der Schul' laufen willſt, wenn er Dich ein wenig züchtigt, und ein biſſel hart mit Dir iſt, um zu prüfen, ob Du auch ein tapfer Herz haſt, und ihn nit blos im Sonnenſchein, ſondern auch im Gewitter erkennen kannſt? Meinſt, Du hättſt das Recht gleich ein müßiger Betbruder zu werden, weil's Herz arm geworden iſt, und kummervoll? Sollſt aber dran gedenken, daß Du mir den Eid der Treue gelobt und geſchworen haſt, mir allzeit ein treuer gehorſamer Diener zu ſein, ſollſt auch dran gedenken, daß Gott uns Alle berufen hat zur Arbeit und zur Thätigkeit, und daß es ſchimpflich iſt, die Hände in den Schooß zu legen, und müßig zu ſitzen, ſo lang man noch Kraft zur Arbeit hat! Ich entlaß Dich nit aus Deinem Eid und Deiner Pflicht, und alſo darfſt Du nicht gehen! 'S wär grade als wollt' ich jetzt meinem Volk fortlaufen, weil's ſchlimm

für mich aussieht auf der Welt, und der böse König von Preußen mir meine Länder nehmen will. Muß auch ausharren und bleiben, und tapfer sein, darf auch den Eid nicht brechen, den ich meinem Volk geleistet, darf auch nit feig mich verkriechen in die Einsamkeit sondern muß allen Stürmen mein Haupt hinhalten, denn Gott hat mich zur Kaiserin berufen, und so muß ich's bleiben bis an meinen Tod!" — So sprach damals Maria Theresia zu mir, aber es ist freilich schon lange her, und damals war sie noch Kaiserin!

Die Kaiserin schaute zur Erde nieder, und erwiderte nichts, aber aus ihren Augen flossen langsam zwei Thränen nieder, und wie sie dann von ihrer Wange niederträufelten auf ihr schwarzes Busentuch, leuchteten sie auf dem dunklen Grunde wie zwei Brillanten.

Es ist wahr, flüsterte Maria Theresia leise, damals war ich noch Kaiserin!

Wer hindert's, daß Ihr's nicht heut noch seid? fragte Stockel unwirsch. Hat Euer Volk Euch denn jetzt den Eid der Treue zurückgegeben, hat der liebe Herrgott Euch abgesetzt, und Euch aus der Treue gegen Euer Volk entlassen?

Ueber das Antlitz der Kaiserin flog eine finstere

Wolke, und ſie warf ihr Haupt ſo heftig und ſtolz empor, wie in frühern Tagen.

Es iſt genug der Fragen, ſagte ſie, ſchweig jetzt, und laß mich meiner Wege gehen!

Sie winkte ihm gebieteriſch mit der Hand, und begann die Treppe hinab zu gehen.

Hab' noch eine Bitte, Majeſtät, ſagte Stockel hinter ihr. Und da es ohne Zweifel meine letzte Bitte an Ew. Majeſtät iſt, hoff' ich, daß Ihr ſie mir in Gnaden gewähren werdet.

Die Kaiſerin blieb ſtehen, und blickte fragend zu dem Kammerheizer empor, der oben an der Treppe ſtand.

Sag' Deine Bitt', befahl ſie kurz.

Wollt' alſo Ew. Majeſtät bitten, mich in Gnaden aus Ihrem Dienſt zu entlaſſen, ſagte Stockel mürriſch. Kann immer noch nit die Worte der jungen Kaiſerin Maria Thereſia vergeſſen, und daß ſie zu mir geſagt, es ſei ſchimpflich, die Hände in den Schooß zu legen, und müßig zu ſitzen, ſo lange man noch Kraft zur Arbeit habe. Bin jetzt verurtheilt müßig zu ſitzen, denn es iſt Sommer, und 's braucht kein Feuer in den Kaminen, und für den Armen und Nothleidenden hab' ich auch keinen Troſt und keine Hülfe mehr zu tragen. Muß *alſo müßig* gehen, und da kommen allerlei Grillen und

Sorgen über mich; will ſie mit der Arbeit verſcheuchen. Bitt' alſo Ew. Majeſtät um gnädige Entlaſſung aus Eurem Dienſt, denn ich gedenk, mich nach einer andern Stelle umzuſchauen, und in andere Dienſte zu kommen.

Und bei wem denn willſt Du in Dienſt treten? fragte Maria Thereſia.

Bei Ihrer Majeſtät, der regierenden Kaiſerin, ſagte Stockel, indem er ſich ganz unwillkürlich verneigte.

Maria Thereſia zuckte zuſammen, und ein ſeltſames Staunen ſprach aus ihren Zügen. Die regierende Kaiſerin? wiederholte ſie ſinnend.

Wer iſt das?

Nun, das iſt die Frau Gemahlin des regierenden Herrn Kaiſers! ſagte Stockel düſter.

Die Kaiſerin erwiderte nichts, ſie zog die Mantille feſter um ihre Geſtalt zuſammen, und warf das Haupt ſtolz zurück. Es iſt gut, ſagte ſie. Komm morgen früh zu mir, dann ſollſt Du meinen Beſcheid haben!

III.

Die regierende Kaiserin.

Langsam schritt die Kaiserin alsdann die Stufen der Treppe hinunter. Diese Treppe führte in das erste Stockwerk zu dem linken Seitenflügel, auf welchem sich die von den jungen Erzherzoginnen bewohnten Gemächer befanden. Jede derselben hatte von frühester Jugend an ihren eigenen Hofstaat, ihre Aja, ihre Hofdamen und Gouverneurinnen, ihre Kammerdiener und Lakaien erhalten, und lebte inmitten derselben gleichsam an ihrem eigenen kleinen Hof. Nur bei großen Hoffestlichkeiten und an feierlichen Familientagen waren die jungen Erzherzoginnen und Erzherzoge von der Kaiserin zur Galatafel eingeladen worden, sonst aber hatte jedes ihrer Kinder in ihren eigenen Gemächern mit ihrem Hofstaat an eigener Tafel dinirt.

Es war jetzt, wie gesagt, die Stunde des Diners, und Maria Theresia hatte grade diese gewählt, weil sie alsdann sicher sein durfte, Niemand von den hohen Hofbeamten zu begegnen, da alle an den Kaiserlichen und Erzherzoglichen Tafeln beschäftigt waren. Aber die Kaiserin hatte sich dies Mal in ihren Berechnungen getäuscht. Wie sie den Corridor hinunter schritt, an dessen Ende gerade die Gemächer der Erzherzogin Christine lagen, fand sie in den geöffneten Thüren der Vorzimmer, welche zu den Gemächern der andern Prinzessinnen führten, die Kammerherren und Hofdamen derselben in müßigem Geplauder stehen. Sie schienen die Kaiserin, welche rasch an den geöffneten Thüren vorüberrauschte, gar nicht zu bemerken, und sprachen ruhig weiter. Nur da unten aus dem Vorzimmer der kleinen Erzherzogin Marie Antoinette trat eben die Aja hervor, und die daher schreitende Kaiserin gewahrend, sank sie mit einem leisen Schrei der Freude auf ihre Kniee nieder.

Maria Theresia lächelte, sie empfand eine Art stolzer Freude, sich endlich doch, ihrer Würde und der alten spanischen Etiquette gemäß, begrüßt zu sehen.

Stehe Sie auf, Gräfin, sagte sie gütevoll, mach' Sie keinen Lärm über mein Kommen, und sag' Sie

auch der Antoinette nicht. Aber ſage Sie mir einmal, wie es zugeht, daß Ihr Alle um dieſe Stund' in den Vorzimmern ſteht, da es doch die Tafelzeit iſt?

Eben deshalb, kaiſerliche Majeſtät, ſagte die Gräfin ſeufzend. Wir erwarten die Hohheiten, welche von der Tafel zurückkehren müſſen.

Wie, iſt denn heut, ohn' daß ich's weiß, irgend ein Gallafeſt, daß die Prinzeſſinnen nicht mit ihrem eigenen Hofe ſpeiſen?

Majeſtät halten zu Gnaden, der regierende Kaiſer hat die Specialtafeln abgeſchafft, und keines der kaiſerlichen erlauchten Kinder ſpeiſt jetzt noch mit ſeinem eigenen Hof. Sr. Majeſtät findet, daß das zu theuer, daß es zweckmäßiger und wohlfeiler iſt, wenn für die ganze kaiſerliche Familie auf einmal ſervirt wird.

Und wo ſpeiſen denn meine Kinder? fragte die Kaiſerin erregt.

Sie ſpeiſen en famille mit Ihro Majeſtät der regierenden Kaiſerin!

Der regierenden Kaiſerin, murmelte Maria Thereſia, und ihre Stirn verdüſterte ſich. Aber, fragte ſie dann, wie kommt es, daß die Erzherzoginnen ohne die Aja und ohne die Hofdamen ihre Gemächer verlaſſen? Habt Ihr vergeſſen, daß ich Euch Allen die ſtrenge und

pünktliche Befolgung der Etiquette zur unerläßlichen Pflicht gemacht habe?

Kaiserliche Majestät halten zu Gnaden, aber der Kaiser liebt die Etiquette nicht, er hat dem ganzen Hofe erklärt, daß er sich alle diese Dinge und Formen der Etiquette, welche Sr. Majestät „abgeschmackte Lächerlichkeiten" zu nennen geruhten, ganz und gar verböte, er hat ein für alle Mal die Galla- und Courtage abgeschafft, und befohlen, daß hinfort nur der Neujahrstag noch ein Gallatag für den Hof sein soll. Auch haben Sr. Majestät eine eigene hohe Verordnung erlassen, in welcher verboten wird, vor den Majestäten das Knie zu beugen, weil das eine Ehre sei, welche nur Gott gebühre, und weil es außerdem eine ausländische, spanische Sitte sei, die man mit allem andern ausländischen Wesen verbannen soll. Es sind deshalb auch schon alle italienischen und französischen Diener aus dem Schloß entlassen, und in ihre Heimath zurückgeschickt, ebenso gut wie die italienischen und französischen Schauspielertruppen. Es soll Alles deutsch bei uns werden, der Kaiser will deutsche Tracht und deutsche Sprache überall an seinem Hofe einführen, ja sogar die Messen in den Kirchen sollen fortan deutsch celebrirt werden.

Die Kaiserin seufzte, und zog die Spitzenkapuze ihrer

Mantille tiefer über ihr Angeſicht, als wolle ſie ihr Auge verhüllen vor dieſen Bildern der Zukunft, die da plötzlich vor ihrem Geiſt auftauchten. Ein Fröſteln, ein unbeſtimmtes Grauen durchzitterte ihre Seele, denn ſie fühlte, daß ihr Sohn und Erbe zugleich ihr Feind und Widerſacher ſei, daß ihr Nachfolger ein neues Oeſterreich begründen wolle, und daß er von dem Reich und Regiment ſeiner Mutter als von dem alten, abgethanen ſprechen werde. Aber ſie wollte ſich mit Gewalt dieſen traurigen und unheilsvollen Gedanken entheben, und nichts mehr anſchauen von dieſen ſchreckensvollen Bildern der Zukunft. Sie richtete daher mit Abſicht ihre Gedanken wieder auf das Nächſtliegende, Gegenwärtige.

Aber wenn Ihr Alle nicht mehr mit den Prinzeſſinnen in ihren Gemächern eſſet, warum dürft Ihr ſie nicht zur Tafel begleiten, und dort mit ihnen ſpeiſen?

Weil der Kaiſer eben meint, daß das die Vertraulichkeit des Familienlebens ſtöre. Bei der Tafel ſollen die kaiſerlichen Geſchwiſter ganz ohne fremde Zeugen in zwangloſer Unterhaltung miteinander zubringen. Für uns Damen der Erzherzoginnen, wird während der Kaiſertafel ſchnell in einem der Vorſäle ſervirt, wir ſpeiſen da einfach und beſcheiden, und kehren dann in

die Appartements der Erzherzoginnen zurück, um deren Rückkunft zu erwarten.

Und die Cavaliere? fragte die Kaiserin, dürfen diese denn nicht mit Euch speisen?

Halten zu Gnaden, Majestät, die Cavaliere und Kammerherren speisen gar nicht. Sie haben Befehl erhalten, um ein Uhr das Schloß zu verlassen, und zu Hause, oder wo es ihnen sonst beliebt, zu speisen. Die Hofspeisung an der kaiserlichen Marschallstafel ist gänzlich aufgehoben, und damit hat der Kaiser eine andere, und gewiß sehr bedeutende Ersparniß in der Hofhaltung eingeführt.

Ueber das Angesicht der Kaiserin flog eine dunkle Zornesgluth, und ihre Lippen umspielte ein Zug finsterer Verachtung. Die Sparsamkeit war eine von den wenigen Tugenden, welche die großmüthige, freigebige und prachtliebende Kaiserin niemals kennen gelernt hatte, und von der sie meinte, daß sie einer Kaiserin und Herrscherin durchaus an ihrer Würde und Hoheit schade.

Es ist genug, Gräfin, sagte sie mit gepreßter Stimme, will zur Christine gehen! Sag' Sie Niemanden, daß Sie mich gesehen hat, will Niemanden sehen, außer meiner kranken Tochter!

Leicht mit dem Haupte grüßend, schritt die Kaiserin

vorüber, und öffnete jetzt die Thür zu den Gemächern der Erzherzogin Chriſtine. Raſch und mit freudig klopfendem Herzen durchſchritt ſie das Vorgemach und trat in das Wohnzimmer ein. Da, dort drüben auf dem Divan dieſes bleiche Kind mit den verweinten Augen, dem traurig auf ihrem Arm aufgeſtützten Haupt, das war ſie, ihr Lieblingskind, ihre ſchöne Chriſtine!

Die Kaiſerin blieb einen Moment auf der Schwelle ſtehen, und ſchaute mit feuchten, zärtlichen Blicken hinüber zu ihrer Tochter, deren Anblick ſie ſeit vier Tagen hatte entbehren müſſen, und ein Gefühl unausſprechlicher Freude und Wonne bemächtigte ſich ihres Mutterherzens.

In dieſem Moment hob die Prinzeſſin langſam das niedergeſchlagene Auge empor; ihre Blicke begegneten denen ihrer Mutter, ſie ſtieß einen Schrei aus, und ſich raſch von dem Divan erhebend, flog ſie mit ausgebreiteten Armen der Kaiſerin entgegen. Aber mitten in ihrem Lauf ſtand ſie ſtill, ihre zarte Geſtalt ſchwankte, und überwältigt von ihrer Schwäche oder Rührung, ſank die Prinzeſſin halb ohnmächtig auf ihre Kniee nieder.

Die Kaiſerin ſchrie laut auf; wie eine Löwin mit funkelnden Augen, mit glühender Gewalt ſprang ſie vorwärts, hob ſie die Prinzeſſin in ihre Arme empor,

ug sie sie auf den Divan, und sie dort sanft und sorglich ettend, setzte sie sich dann neben ihr, und betrachtete it keuchender Brust, mit zitternden Lippen das bleiche ntlitz, die geschlossenen Augen, den schmerzlich zuckenden Rund ihrer Tochter.

Allmälig begann die Erzherzogin sich zu erholen, ngsam schlug sie die Augen wieder auf. Mutter und ochter begegneten sich in einem zärtlichen, lächelnden lick, und indem die Erzherzogin dann mit einem Aus- ruck stürmischer Zärtlichkeit ihre Arme um den Hals er Kaiserin schlang, flüsterte sie leise: oh, nun ist Alles ieder gut! Nun bin ich nicht mehr verlassen, nicht mehr insam, denn meine gnädige Mutter ist wieder da; sie at ihre Kinder noch nicht verlassen, sie wird auch mich hützen gegen Unglück und Gewalt.

Und angstvoll und zitternd, wie eine geängstete Taube, arg Christine ihr Antlitz an dem Busen ihrer Mutter nd weinte bitterlich.

Die Kaiserin drückte sie fest an ihr Herz. Ja, sagte ie gerührt, kannst heut und alle Wege immer auf Deine Mutter bauen, werd' Euch nimmermehr verlassen, und ein Mensch auf Erden, wer es auch sein möge, soll nglück über Dich bringen, oder Dir Gewalt anthun nnen!

Oh Mutter, theure Mutter, flüsterte Chriſtine, es iſt doch Einer da, welcher jetzt mächtiger iſt, als Du, und der ſich Deinem Willen nicht mehr beugen wird. Du kannſt mich nicht erretten, wenn Der mich bedroht. Der Kaiſer iſt es, der mein Unglück will, und Du haſt ihm' die Gewalt gegeben, ſeinen Willen durchzuführen!

Ich habe ſie ihm gegeben, und ich kann ſie ihm auch wieder nehmen, rief die Kaiſerin mit lautem, drohendem Ton. Mein iſt die Macht und die Krone, und noch habe ich ſie nicht von meinem Haupte genommen. Jetzt ſprich, Chriſtine, was iſt's, das Dich ängſtigt? Was hat Dich krank gemacht, und warum ſind Deine Augen ſo roth vom Weinen?

Weil ich das beklagenswertheſte und unglückſeligſte Geſchöpf der Erde bin, ſagte die Prinzeſſin, weil man mir das Recht entziehen will, welches jede Bettlerin und jede Bürgersfrau hat, das Recht, ſich dem Manne zu verſagen, welchen ſie verabſcheut, ſich den Mann zu erwählen, welchen ſie liebt. Oh meine Mutter, meine Mutter, ſchütze mich vor dieſem verhaßten Herzog von Chablais, an den mein grauſamer Bruder mich verhandeln will!

Alſo der iſt es, der Dich ängſtigt? rief die Kaiſerin. Immer noch dieſe Idee, den Halbbruder des Königs

von Sardinien zu meinem Eidam zu machen! Der Joseph hat also die Absicht, in die Fußtapfen seines Vaters zu treten, denkt diese Heirath durchsetzen zu können, welche ich meinem Gemahl schon abgeschlagen hatte, ist ein eben so großer Rechenmeister wie der Kaiser Franz, und will wie dieser den Herzog von Chablais mit meiner Tochter vermählen, blos weil er große Reichthümer besitzt. Aber Geduld, Geduld, mein Kind. Sollst schon sehen, daß ich noch nicht so machtlos bin, als Du vermeinst, will Dir schon beweisen, daß Keiner da ist, welcher meinem Willen entgegen treten darf!

Und indem die Kaiserin so sprach, glühten ihre Wangen, leuchtete in ihren Augen wieder jener Blitz stolzer Majestät und gebieterischer Würde, welcher ihr sonst eigen gewesen. Die trauernde Wittwe begann schon, sich wieder in die regierende Kaiserin zu verwandeln, und die Augen, welche so lange geweint um den verlornen Gemahl, flammten jetzt wieder im Glanz gebieterischen Stolzes.

Oh Mutter, meine großmüthige Mutter, flüsterte Christine, befreie mich nicht allein von dem verhaßten Herzog von Chablais, begnadige mich mit dem schönsten Erdenglück, gieb mir den Mann, welchen ich liebe, zum

Wünſchen erkaufen. Mit mir hat das gnädige Schickſal eine Ausnahme gemacht, hat mir erlaubt den Mann meiner Wahl und Liebe, meinen großen und ſchönen Kaiſer zu beſitzen. Vielleicht kann's auch mit Dir eine Ausnahme machen. Habe ja noch vier junge ſchöne Erzherzoginnen, welche wir, wie Du ſagſt, auf den Markt der Politik bringen und da durch die diplomatiſchen Krämer verkaufen laſſen können. Dafür mag's uns denn wohl erlaubt ſein, mit Einer meiner Töchter eine Ausnahme zu machen, und ihr zu erlauben, nicht blos eine Prinzeſſin, ſondern auch ein glückliches Weib zu ſein.

Die Prinzeſſin ſtieß einen Schrei des Entzückens aus, und flog empor, um die Kaiſerin zu umarmen, um mit glühenden, begeiſterten Worten ihr zu danken für ihre Großmuth und Huld. Aber plötzlich nahm ihr Antlitz, welches eben in roſiger Friſche geleuchtet hatte, wieder einen trüben Ausdruck an, plötzlich erloſch das Feuer wieder in ihren vorher ſo glänzenden Augen.

Ach, meine Mutter, meine Mutter, hauchte ſie ganz zerbrochen und leiſe, wir ſchaffen uns Luftſchlöſſer, und vergeſſen, daß Du nicht mehr die Macht haſt, ſie zur Wahrheit werden zu laſſen, vergeſſen, daß die große Kaiſerin Maria Thereſia ihrer Macht entſagt hat, und

vom Throne herabgeſtiegen iſt, um ein dunkles, düſteres, glanzloſes und thatenloſes Leben der Einſamkeit zu führen. Und während die einſt ſo große und ruhmvolle Maria Thereſia in ihrer Zelle ſitzt und betet und weint, wird der Kaiſer Joſeph mit lachendem Munde ihr großes, edles Werk zerſtören, wird er, um Alles neu zu geſtalten, alles Alte, ſo groß und herrlich es immer geweſen, zerbrechen, und in den Staub werfen, und wenigſtens den Ruhm haben, nicht der Erbauer, ſondern der Zerſtörer Oeſterreichs zu ſein! Wie Heroſtratus wird er, um ſich einen Namen zu machen, den Tempel verbrennen, den er nicht gebaut hat!

Wir werden vielleicht noch zu rechter Zeit es vermögen, ſeinen frevelnden Händen die Fackel zu entreißen, mit welcher er den Tempel in Brand ſtecken will! rief Maria Thereſia mit drohendem Ton. —

Die Erzherzogin ſchien ihre Worte nicht gehört zu haben. Sie umſchlang ihre Mutter, und ſich feſt und innig an ſie ſchmiegend, ſagte ſie: Verlaß Deine arme Tochter nicht, große liebe Kaiſerin! Dulde es nicht länger, daß dieſe häßliche, langweilige und widerliche Frau, welche Ihr aus irgend einem beſtaubten Winkel des politiſchen Marktes für Joſeph aufgeſucht und zur Strafe ſeiner Sünden ihm zu ſeiner Gemahlin gemacht

habt, dulde es nicht, daß dieſe Joſepha von Baiern Deine Krone trage, und Deinen Titel führe, und die Ehren empfange, welche Dir allein gebühren. Oh Gott, oh Gott, noch lebt die große erhabene Maria Thereſia, und doch iſt Joſepha von Baiern die regierende Kaiſerin von Oeſterreich!

Die Kaiſerin zuckte zuſammen, und erbleichte. Es war das dritte Mal, daß ſie heute dieſes Wort vernahm, und jedes Mal war es ihr geweſen, als ob ein Dolchſtoß ihr Herz verwunde.

Joſepha von Baiern die regierende Kaiſerin von Oeſterreich! wiederholte ſie mit einem wegwerfenden Achſelzucken. Nun, wir werden ja ſehen, wie lange ſie dieſen Titel trägt, und ob ſie wirklich den Muth hat meine Titel zu führen, und meine Krone zu tragen! Fühle mich jetzt ermattet und abgeſpannt, will heimkehren in meine ſtille Einſamkeit, und Alles wohl überlegen und bedenken, was ich zu thun habe. Fürchte aber nichts, meine Tochter! Ob ich Aebtiſſin oder Kaiſerin bin, immer werde ich das Recht haben, über meine Kinder zu wachen, und die Gewalt, ihr Schickſal zu lenken! Lebe alſo wohl und ſei guten Muthes, mein Kind; noch haben die Kloſterpforten ſich nicht hinter mir geſchloſſen,

noch bin ich, wenn ich es will, wieder die regierende Kaiſerin!

Sie drückte einen innigen Kuß auf die klare Stirn der Erzherzogin, und verließ leichten und feſten Schrittes das Gemach.

Die Aja der kleinen Erzherzogin hatte den Befehl der Kaiſerin pünktlich erfüllt, und Niemand verrathen, daß die Kaiſerin zur Erzherzogin Chriſtine gegangen ſei. Keine von den übrigen Prinzeſſinnen ahnte alſo die Nähe ihrer Mutter und ungehindert und unbeläſtigt konnte daher Maria Thereſia jetzt ihren Weg zurücklegen. Ueberall waren die Thüren der Vorzimmer geſchloſſen, die Hofdamen und Cavaliere verſchwunden; ungeſehen gelangte die Kaiſerin wieder zu der Treppe, auf welcher ihr vorher der Kammerheizer Stockel begegnet war. Aber auch hier war jetzt Niemand ſichtbar, wie ausgeſtorben erſchien ihr dieſer Theil des Schloſſes, weder Wachen noch Dienerſchaft zeigte ſich irgendwo. Ungehindert alſo gelangte Maria Thereſia über Treppen und Corridore zu dem Eingang ihrer Gemächer, und war eben im Begriff die Thür des Vorzimmers zu öffnen, als aus dem Innern deſſelben das Geräuſch ſtreitender und zankender Stimmen ihr entgegen tönte.

Aber ich ſage Ihnen, meine Herren, rief eine laute

und zürnende Stimme, ich ſage Ihnen, und wiederhole Ihnen, daß Ihro Majeſtät die verwittwete Kaiſerin durchaus keine Audienzen mehr ertheilt, und keinen Kammerbeutel mehr hat. Die verwittwete Kaiſerin hat ſich von allen Geſchäften zurückgezogen, und will nichts mehr mit der Regierung zu thun haben.

Aber ich muß die Kaiſerin ſprechen, rief eine flehende Stimme, die Kaiſerin muß mich hören, das iſt mein Recht, und ihre Pflicht, denn ſie iſt doch noch immer unſere Herrin, ſie darf ihr Oeſterreich nicht verlaſſen, und ihre Völker nicht von ihrem Herzen verſtoßen! Es handelt ſich um den Frieden und die Ruhe meines ganzen Lebens! Die Kaiſerin muß mich hören.

Und auch ich muß Ihro Majeſtät ſprechen, rief eine andere Stimme. Ich habe ihr einen ſchweren Gewiſſenszweifel, eine marternde Seelenangſt vorzutragen, ich muß ihre Kniee umklammern und ſie um Gnade anflehen, nicht mit mir, ſondern mit ihren Unterthanen. Oh Freund, um der Ruhe Ihrer Seele willen, melden Sie uns der Kaiſerin, beſchwören Sie ſie, uns gnadenvoll eine Audienz zu bewilligen!

Ich ſage Euch aber, daß ich das nicht kann, rief der Kammerlakai. Es würde mir den Zorn der verwittweten und der regierenden Majeſtät zuziehen. Die

verwittwete Kaiſerin will nichts mehr mit der Regierung zu thun haben, und der regierende Kaiſer würd's auch nicht mehr leiden, daß ſie's thäte, denn Er iſt es jetzt allein noch, der die Gewalt in Händen hat.

Wehe, wehe alsdann über Oeſterreich! rief der eine der beiden Männer mit lautem Jammerton.

Was ſchreit Ihr Wehe! rief eine Stimme hinter den Männern, und wie ſie ſich umſchauten, ſahen ſie da die hohe Trauergeſtalt der Kaiſerin, welche unbemerkt von ihnen eingetreten war.

Die Kaiſerin! Es iſt unſere gnädige Kaiſerin! riefen die beiden Herren, mit freudeſtrahlendem Antlitz auf ihre Kniee niederſinkend.

Die Kaiſerin nickte ihnen freundlich zu. Stehet auf, ſagte ſie, denn wie ich höre, hat mein Sohn, der Herr Kaiſer, das Kniebeugen abgeſchafft, und er hat wohl daran gethan, es iſt eine Ehre, welche der Menſch nur Gott ſchuldig iſt. Deshalb ſtehen Sie auf, Pater Aloys, die frommen Väter von der Geſellſchaft Jeſu müſſen vor keinem Menſchen ſich beugen! Und auch Er, Herr Hofrath Bündener, ſtehe Er auf, Seine Glieder ſind ſteif geworden in unſerm Dienſt, und Er hat ſich ein Recht erworben ſie zu ſchonen! Ihr aber, wandte ſie ſich an den Kammerhuſar, Ihr gehet hinaus vor die

Thür, und pflegt beſſer Eures Amtes, als Ihr's heute gethan. War Niemand im Vorzimmer und vor der Thür, als ich hinaus ging?

Kaiſerliche Majeſtät halten zu Gnaden, ſtotterte der Kammerhuſar, es war grade die Mittagszeit, und ich konnt' nit denken, daß Ihro Majeſtät Ihre Zimmer verlaſſen würden. Sr. Majeſtät der Kaiſer hat die Zahl der Kammerlakaien und Thürhüter um die Hälfte verringert, wir ſind jetzt nur noch unſerer zwanzig, und können uns alſo nicht mehr abwechſeln im Dienſt.

Es iſt gut, ich werd' ſchon wieder Ordnung in mein Haus bringen, ſagte die Kaiſerin ſtolz. Gehet jetzt hinaus, und thut pünktlich Euren Dienſt. Und jetzt, Ihr Herren, ſagt mir ſchnell, was Ihr zu ſagen habt, ich will Euch anhören, und wenn es in meiner Macht ſteht, Euch helfen. Reden Sie, ehrwürdiger Pater Aloys, was führt Sie zu mir?

Mein Gewiſſen, Majeſtät! rief Pater Aloys feierlich, mein Gewiſſen, welches ſchwer bedrängt iſt von dieſen Unwettern, welche über uns hereinbrechen, und bald mit den Hagelſchlacken der Verderbniß und der Sünde die Saat der Tugend und Ehrbarkeit zerſchmettern werden! Mein Gewiſſen duldet es nicht, daß dieſe ſchändlichen und verwerflichen Bücher der Ketzer und Gottesläugner,

der Philoſophen und Teufelsdichter ungehindert hier ſollen geleſen werden, um den Guten ein Schrecken und Gräuel, den Böſen eine Luſt und ein Triumph zu ſein.

Und warum duldet Ihr es denn, daß ſolche Bücher in's Land kommen? fragte die Kaiſerin ſtreng. Iſt ja die Pflicht des Ober-Cenſur-Collegiums, die ſchädlichen, ſittenloſen und ketzeriſchen Bücher zu verbannen und zu vernichten. Warum thut Ihr alſo nicht, was Eures Amtes iſt?

Weil wir nicht dürfen, kaiſerliche Majeſtät, weil Se. Majeſtät der Kaiſer an uns ein ſtrenges Verbot hat ergehen laſſen, die Bücher der franzöſiſchen Encyclopädiſten und Philoſophen, der ketzeriſchen preußiſchen Schriftſteller und der bekannten und genannten deutſchen Dichter überhaupt zu verbieten. Oh, es iſt ein Jammer und ein Grauen! Die Teufelsſchriften eines Voltaire und Rouſſeau, die heidniſchen Lobhudeleien der alten Götter eines Winkelmann, die ketzeriſchen Schriften eines Leſſing, die üppigen Gedichte eines Wieland ſollen wir jetzt paſſiren laſſen, ſollen den Leuten das ſcheußliche Seelengift nicht entreißen, obwohl wir wiſſen, daß es ſie tödtet an ihrem Seelenheil. Aber wir müſſen's dulden und tragen, und unſere Hände in den Schooß

legen zu müßigem Gebet, denn der Kaiser hat das Ober-Censur-Collegium bis auf Weiteres suspendirt, das heißt, er hat es der That nach aufgehoben!

Das hat mein Sohn gewagt? rief die Kaiserin mit lauter, zürnender Stimme. So weit ist er gegangen in seinem Uebermuth, daß er selbst die heiligen und nothwendigen Grenzen, welche wir den sündigen Gedanken und den gotteslästerlichen Worten, der Sprache üppiger Sinnlichkeit und raisonnirender Gottlosigkeit gezogen, niederreißen und mein Land und Volk überschwemmen will mit der Sündfluth böser Gedanken? Oh, es ist gut, es ist gut! Gehet in Frieden heim, ehrwürdiger Vater, morgen sollet Ihr von mir hören, denn ich werde Eure Worte wohl bedenken, und darnach handeln! — Und jetzt, Herr Hofrath Bündener, wandte sich die Kaiserin an den zweiten Herrn, während der Pater mit tiefen Reverenzen rückwärts der Thür zuging, jetzt sage Er, was Ihn hergeführt hat, und warum Er so angstvoll mich zu sprechen begehrte?

Oh, Majestät, es ist die Angst um meine bedrohete Existenz, welche an Ew. Majestät, als an den unerschöpflichen Born der Huld und Gnade, mich wenden ließ! Es ist die qualvolle Sorge um meine Kinder, welche

verhungern müſſen, wenn Ew. Majeſtät ſich nicht meiner erbarmen!

Wie? fragte die Kaiſerin, was ſprecht Ihr da! Verhungern! Wie iſt mir denn? Hab' ich Ihm nicht eine Penſion zugeſichert? Hab' ich ſeine guten und langjährigen Dienſte nicht mit einem Gnadengehalt aus meinem Kammerbeutel belohnt?

Wohl haben das Ew. Majeſtät in Ihrer Gnade gethan, und ich vermeinte ein ſorgenloſes und gottgeweihetes Alter im Kreiſe meiner Familie zubringen zu können. Aber es gehet jetzt ein finſterer Geiſt durch alle Häuſer, und Schrecken und Entſetzen kehrt ein in allen den Familien, welche bisher nur gewohnt waren, mit Thränen des Dankes und mit Thränen des Entzückens den Namen Eurer Majeſtät zu nennen. Denn der Kaiſer will die Penſionen, welche die Gnade Eurer Majeſtät ſo viel Tauſenden Ihrer bedrängten, zu Eurer Majeſtät flehenden Dienern und Unterthanen ausgeſetzt, einziehen und annulliren. Der Kaiſer hat von allen Regierungsbureaux und Kanzeleien ſich ein Verzeichniß der von Ew. Majeſtät gewährten Penſionen entwerfen laſſen, und mit drohender Miene hat er geſagt: er wolle dieſen Augiasſtall verſchwendeter Wohlthaten reinigen*)!

*) Hübner Lebensgeſchichte Joſeph II. Th. I. S. 28.

Die Kaiserin stieß einen Schrei aus, und eine dunkle Röthe fuhr über ihre Wangen hin. Sie öffnete den Mund zu einer zornigen Drohung, aber dann preßte sie die Lippen fest aufeinander, und suchte ihre glühende Erregung zu bekämpfen. Mit heftigen, ungleichen Schritten ging sie einige Male auf und ab, ihre Augen blitzten, ihr Athem ging keuchend aus ihrer Brust hervor. Dann auf einmal blieb sie stehen, und wandte ihr Haupt stolz und langsam dem Hofrath zu, der mit niedergeschlagenen Augen und gefalteten Händen da gestanden hatte.

Gehe Er heim, und fürchte Er nichts! sagte sie langsam, immer noch mit ihrer innern Aufregung kämpfend. Glaube Er nur meinem Wort, Er wird Seine Pension behalten, wie alle Diejenigen, welchen ich eine Pension bewilligt habe. Fürstenwort soll heilig gehalten werden in diesen Landen, und Ihr Alle habt mein Wort. Ich werde wohl die Macht haben dies Wort zu erfüllen, und wehe denen, welche mich daran verhindern wollen!

Sie winkte ihm mit der Hand den Abschiedsgruß zu, und begab sich dann in das zweite Vorzimmer, in welchem jetzt ihre Kammerfrauen und Hofdamen versammelt waren, und die Kaiserin ehrfurchtsvoll mit der

ſpaniſchen Kniebeugung begrüßten. In dieſem Moment hörte man von außen das Wirbeln der Trommeln, und den gellenden Ton des Soldaten, der die Wachen in's Gewehr ruft. Die Kaiſerin ſtutzte, und wandte ihr Auge forſchend dem Fenſter zu. Sie kannte dies Signal, dies Trommelwirbeln und Rufen ſehr wohl, aber nur beim Fortfahren oder Kommen Einer Perſon durfte dies Geräuſch vernommen werden, und dieſe Eine Perſon war ſie, die Kaiſerin Maria Thereſia.

Was bedeutet dieſer Lärm da unten? fragte die Kaiſerin, als jetzt zum zweiten Mal das Wirbeln der Trommeln ertönte.

Halten zu Gnaden, kaiſerliche Majeſtät, ſagte eine der Kammerfrauen, es iſt nur das Signal, daß Ihre Majeſtät die regierende Kaiſerin von ihrer Spazierfahrt heimkehrt.

Die Kaiſerin erwiderte nichts, ſie ſchritt raſch durch die Reihe ihrer tief ſich verneigenden Frauen dahin zu der Thür, welche in ihr Arbeitskabinet führte. Mit haſtiger Hand öffnete ſie dieſe Thür und trat ein, aber dann wandte ſie das Haupt noch einmal zurück, und ein wunderbarer energiſcher und kühner Ausdruck ſtrahlte aus ihren Zügen.

Man ſende ſogleich zum Fürſten von Kaunitz, ſagte

ſie. Ich laſſe Se. Durchlaucht bitten, zu mir zu kommen. Auch ſoll man die Oberhofmeiſterin Gräfin Fuchs zu mir rufen, und Se. Hochwürden den Pater Porhammer. Ich erwarte Beide in meinem Cabinet, ſobald der Fürſt mich verlaſſen hat.

IV.

Der entlaſſene Mitregent.

Kaum eine Viertelſtunde nach dem von der Kaiſerin ertheilten Befehl, ward die Thür ihres Cabinets geöffnet, und der Kammerhuſar meldete den Fürſten Kaunitz.

Maria Thereſia hieß ihn eintreten, und ging dem Fürſten faſt bis zur Thür entgegen. Ihr ganzes Weſen war in einer fiebernden Erregung, einer zuckenden Gereiztheit, welche ſeltſam contraſtirte zu der ſteinernen Ruhe des Fürſten, der ihr mit ſeiner unveränderten ſtoiſchen Ruhe, ſeinem marmornen Phlegma gegenüber ſtand, und ſich ebenſo abgemeſſen ſteif und förmlich wie immer verneigte.

Nun, fragte die Kaiſerin nach einer Pauſe, es iſt doch nicht Alles an meinem Hof verändert, in dieſen vier Wochen, ſeit ich Ihn zum letzten Male ſah. Er iſt ſich

gleich geblieben, und ich hoff', nicht blos von außen, sondern auch von innen haben Ihn diese vier Wochen nicht verändert!

Halten zu Gnaden, kaiserliche Majestät, sagte Kaunitz ruhig, es sind noch nicht vier Wochen verflossen, seit ich die Ehre hatte, Ew. Majestät zum letzten Male zu sehen.

Was will Er damit sagen? fragte die Kaiserin rasch. Will mich gemahnen, nicht wahr, daß ich Ihm damals versprochen, vier Wochen zu warten, bevor ich über meine Zukunft entscheide, und erst nach meinem Noviziat von vier Wochen Ihn wieder rufen zu lassen, um Ihm meine endliche Entscheidung mitzutheilen?

Ew. Majestät haben Recht, sagte Kaunitz. Ich bin ein wenig eitel, wie Ew. Majestät und die ganze Welt wissen, ich feierte daher eben einen kleinen Triumph, als ich in Ew. Majestät Antlitz schauete, ich sah, daß ich damals richtig prophezeiht hatte, und daß die edle, erhabene Enkelin Karls des Fünften nicht einmal die Frist von vier Wochen nöthig gehabt, um ihr Herz zu bezwingen, und ihrem Kopf wieder Macht über dasselbe zu geben. Ew. Majestät haben nur drei Wochen bedurft, um wieder Sie selber zu sein!

So! Er ist also Seiner Sach' so ganz gewiß?

fragte die Kaiserin. Ist überzeugt, daß ich mein Noviziat nicht mit einem Klostergelübde beenden will?

Bin's überzeugt, Majestät, weil ich niemals der Stunde vergessen habe, wo Ew. Majestät geschworen, Ihrem Volk eine treue und unermüdliche Herrscherin zu sein, bis an Ihres Lebens Ende, weil ich weiß, daß meine Kaiserin wohl das Herz einer Frau, aber den Kopf eines Mannes hat, und daß Beide eine gute Ehe miteinander führen, das heißt, daß der Kopf der Herr im Hause ist!

Die Kaiserin lächelte ein wenig, aber sie erwiderte nichts. Die Arme über der Brust in einander legend, das Haupt vornüber geneigt, ging sie langsam und gedankenvoll einige Male auf und ab. — Kaunitz folgte ihr mit seinen ruhigen, großen Augen, die indeß auf dem Grunde ihres Wesens lesen zu wollen schienen.

Auf einmal blieb die Kaiserin grade vor ihm stehen, und schaute ihm groß und fest in's Angesicht.

Kaunitz, sagte sie, hab' Ihn allzeit nicht blos für einen großen Staatsmann und Diplomaten, sondern, was mehr bedeuten will, für einen ehrlichen Mann gehalten. Verlange von Ihm, daß Er zu dieser Stunde sich mir als ein ehrlicher Mann bewähren wird. Will Er's mir versprechen?

Ein ehrlicher Mann, Majestät, hat kein Versprechen nöthig für das, was sich von selbst versteht.

Es ist wahr, aber Er könnt sich erinnern, daß ich nit blos ein Kaiser, sondern auch eine Dame bin, und die Courtoisie könnt' Ihn verleiten, doch nicht so ganz ehrlich zu sagen, was Er denkt. Das aber grade ist's, was ich von Ihm fordere! Will, daß Er mir ehrlich und unumwunden sagt, was Er denkt, will Seine innerste Herzensmeinung erfahren! Gedenk' Er d'ran, wie Er mir eines Tages gelobt hat, dem Wohl des Vaterlands Sein ganzes Leben zu weihen, wie Er in meine Hand geschworen, treu und redlich in Meinem, das heißt in Oesterreichs Dienst zu leben und zu sterben! Alles für Oesterreich, das war damals die Parol', und ich denk', sie ist's geblieben bis auf diese Stund'. Alles für Oesterreich! Im Namen dieser Parol' fordere ich jetzt von Ihm, daß Er für eine Viertelstunde die Courtoisie und die Schmeichelei und die Hofmanieren bei Seite lege, und mir eine Frage nach seinem besten Denken und Wissen ehrlich und treu beantworte. Will Er das thun?

Ich will es thun, Majestät! Fragen Sie, ich werd' Ew. Majestät ehrlich und unumwunden antworten.

Nun also, sag' Er mir, wen hält Er zum Glück

und Wohl Oeſterreichs für nothwendiger, Mich oder den Joſeph? Wer iſt beſſer befähigt, das Land zu regieren, und meinen Völkern ein guter Herrſcher zu ſein, Ich oder der Joſeph? Antworte Er mir nicht ſogleich! Ueberlege Er's ſich wohl, denn von dieſer Stunde hängt vielleicht eine große Entſcheidung ab. Trau' mir ſelber nit mehr ſo ganz allein, hab' zu viel Kummer erlitten, zu viel geweint in dieſen letzten Wochen, und da kann's ſein, daß mein Kopf noch nit ganz wieder ſeine Stärk' und Beſonnenheit hat, und daß ich nit die Kraft hab', das Richtige zu wählen. Kann auch ſein, daß ich der menſchlichen Schwachheit einen Tribut zahlen muß, wie jeder Menſch es thut, daß ich ein bißel eitel und ſtolz mit mir ſelber bin, und daher nit ſo ganz klar und unbefangen um mich ſchau, wie man's muß, wenn man zwiſchen zwei Wegen ſtehet, und ſich für den Einen entſcheiden will. Werd' Ihm daher auch nicht ſagen, was ich ſelber denk' und vermein', ſondern will hören, was Er denkt und vermeint. Schwöre Ihm aber bei meinem großen Ahn', dem Kaiſer Karl, daß ich, und wenn Er mir das Schlimmſte ſagt, es ihm doch nimmer nachtragen und gedenken, ſondern nur mich erinnern will, daß Er geſprochen, wie's einem wahrhaftigen und ehrlichen Mann geziemt. Nun alſo, jetzt

ſprech' Er: Wen hält Er zum Glück und Wohl Oeſterreichs für nothwendiger, Mich oder den Joſeph?

Majeſtät, ſagte Kaunitz mit feierlichem Ernſt, ich habe darüber viel nachgedacht, und viel geſonnen. Von der Stunde an, wo Ew. Majeſtät den jungen Kaiſer zum Mitregenten erwählten, und mir ſagten, daß Sie entſchloſſen ſeien, der Krone zu entſagen, von jener Stunde an habe ich immerfort beobachtet, geprüft und Alles in Erwägung gezogen. In der Politik giebt es keine Herzensangelegenheiten und keine Courtoiſie, in der Politik entſcheidet allein die Nützlichkeit, die Möglichkeit und das Intereſſe; Ew. Majeſtät haben mich aber ſo oft einen guten Politiker genannt, daß ich am Ende glauben muß es zu ſein. Daraus folgt, daß, wenn ich mir dieſe Frage, deren Beantwortung Ew. Majeſtät eben fordert, vorlegte, ich durchaus nicht meine perſönlichen Neigungen und Sympathieen, ſondern lediglich das Intereſſe Oeſterreichs und des Kaiſerthrones im Auge hatte. Wäre dies nicht der Fall geweſen, ſo würde die Frage leicht entſchieden ſein, denn der Kaiſer Joſeph und ich, wir haben niemals miteinander ſympathiſirt, und werden es niemals thun. Er fürchtet mich, und Ich liebe ihn nicht.*) Wir ſind zu verſchieden von einander, und wer-

*) Kaunitzens eigene Worte. Siehe Wraxall Vol. II. S. 490.

den uns daher nimmer verſtehen, denn die Sprache des Herzens läßt ſich nicht ſo durch Ordonnanzen commandiren, wie die Sprache des Hofes und der Geſellſchaft. Der Herr Kaiſer hat ordonnirt, daß jetzt die deutſche Sprache bei Hof und in Geſellſchaft geſprochen werde. Es iſt möglich, daß er's erreicht; aber vielleicht wär's beſſer geweſen, erſt die Herzen deutſch zu machen, und dann an die Zungen zu denken. Aber wenn er ſo fortfährt, wie er angefangen, wird er grade das Gegentheil von Dem, was er beabſichtigt, erreichen, wird er die verſchiedenen Völkerſchaften, die unter dem Scepter des Hauſes Habsburg ſich vereinigen, zum ſchroffen Bewußtſein ihrer Nationalität zurückführen, und das Oeſterreich, welches wir uns bemühten, einig und durch ſeine Einigkeit groß zu machen, es wird unter Joſephs Händen wieder zerſtückeln und in lauter einzelne Provinzen zerfallen, die, ſo oft ſie deutſch ſprechen müſſen, ſich mit grimmigem Zorn erinnern werden, daß ihre Mutterſprache eine andere iſt, und daß ſie Deutſche ſind nicht durch ihre Geburt, ſondern durch Zwang! Wenn man Völker zwingen will, ihre Mutterſprache zu vergeſſen, und eine andere Sprache zu lernen, ſo kann das nur ſehr allmälig, ſehr langſam geſchehen, es wird eines ſehr geſchickten, beſonnenen Lehrmeiſters dazu bedürfen.

Der junge Herr Kaiſer meint aber, daß ſein guter und edler Wille genügt, um die Völker an die Zweckmäßigkeit ſeiner Mittel, dieſen Willen zur That zu machen, glauben zu laſſen, er glaubt, daß, wenn man das Rechte und Nützliche bezweckt, man es gleich im Triumphzug durch die große Pforte muß einziehen laſſen in das Haus. Das aber iſt ein großer und ſchwerer Irrthum, bei deſſen Ausführung gar leicht das ganze Haus in Trümmer zerfallen und zuſammenſtürzen könnte. Gute und nützliche Reformen müſſen ſehr langſam und vorſichtig durch Hinterthüren und auf Schleichwegen eingeführt werden, denn die Völker ſind wie die Kinder, das Neue, was ſie nicht kennen, erregt ihnen Grauſen und Entſetzen, und ſie ſchrecken davor zurück, wie vor einem unheimlichen Geſpenſt. Man muß es ihnen alſo verhüllen, und nur ganz allmälig die Schleier lüften. Aber der Kaiſer Joſeph iſt noch ſo ſehr jung, daß er noch an die Weisheit und das Gerechtigkeitsgefühl der Völker glaubt. Er will daher ganz offen und ehrlich mit ihnen zu Werke gehen, und die kleinen unmündigen Kinder behandeln, als wenn ſie große, erwachſene Männer wären, die man ſehr füglich in Freiheit und Ungebundenheit dahin gehen laſſen kann. Er will deshalb die Cenſur abſchaffen, weil er vermeint, daß kluge Männer das Recht

haben, jedes Buch zu leſen, und jede Geiſtesrichtung zu prüfen. Das wäre ſchon Recht, wenn die Völker wirklich Männer wären, aber ſie ſind Kinder. Und wie man den Kindern einen Gouverneur giebt, der ihr Geiſtesleben überwachen, und allmälig ihre Gedanken reifen und ihren Geiſt ſich entwickeln laſſe, ſo kann man auch die Völker nur allmälig aus der politiſchen Schule in die Freiheit des öffentlichen Lebens hinausführen, nur allmälig ihnen den Horizont des Geiſtes erweitern, und ihnen eine Umſchau geſtatten. Wenn man den Staarkranken operiren, und ihn dann ganz plötzlich in die Helle des Tages führen will, ſo wird er wieder erblinden und alsdann rettungslos verloren ſein. Daran hat der junge Kaiſer nicht gedacht, wenn er die Cenſur und auch die Keuſchheits-Commiſſionen, und die Penſionen ganz plötzlich und auf einmal abzuſchaffen gedenkt. — Ew. Majeſtät haben vielleicht in dieſen Dingen ein wenig zu viel gethan, der junge Kaiſer aber will ganz gewiß darin zu wenig thun. Mit dem Niederreißen des Alten allein iſt es nicht gethan, man muß auch Neues zu bauen verſtehen, und das ſehe ich hier noch nicht. Ich ſehe überall nur Verbote, aber Verbote ſind noch keine neuen Geſetze, ſie bauen nicht auf, ſie reißen nur nieder! — Das, Majeſtät, ſind meine Gedanken über

das junge Regiment des jungen Kaiser Josephs, und das Resultat meines Nachdenkens. Der Kaiser Joseph würde, wenn er die Macht behält, niederreißen und immer niederreißen, bis ganz Oesterreich ein einziger Schutthaufen ist; er würde alle alten schadhaften Gebäude zertrümmern, aber diese Trümmer würden den Erdboden bedecken, und es würde kein Platz da sein, neue Gebäude von seiner Erfindung aufzuführen, deshalb würden ihn die Völker nicht den Erbauer, sondern den Zerstörer nennen! — Bewahren Ew. Majestät vor dem Fluch eines solchen Namens Ihren erstgebornen Sohn, bewahren Sie vor dem Unheil eines solchen Regimentes Ihre Länder und Völker. Gott hat Ihnen eine Krone gegeben, und Sie haben geschworen, sie treu auf Ihrem Haupte zu bewahren, Sie sind es Ihren Völkern und auch Ihrem Sohne schuldig, daß Sie das alte Oesterreich nicht zerstören lassen, bevor nicht das neue, an dem wir mit sorgsamer Hand seit zehn Jahren bauen, vollendet sei. Aber wir haben noch viel zu bauen, Majestät, und viel zu thun bis dahin. Wir müssen erst feste, unzerreißbare Klammern in das neue Gebäude schieben, sonst wird der junge, unbesonnene Kaiser so heftig daran rütteln, daß es zusammenfällt. Ew. Majestät müssen also bleiben, was Sie sind,

die regierende Kaiserin von Oesterreich, Sie dürfen Ihrem Sohn Ihre Stelle nicht einräumen, es ist wider Ihre Pflicht und das gute Recht Ihrer Völker!

Die Kaiserin nickte mehrmals lebhaft mit dem Haupt. Hab' auch so gedacht, sagte sie, hab' nicht im Hochmuth, sondern in der Demuth meines Herzens erkannt, daß ich nicht das Recht hab', dem lieben Gott aus der Schul' zu laufen, und zu sagen: „die Last, die Du mir auferlegst, wird mir zu schwer, darum werfe ich sie ab!" — Fühl' daß meine Schultern noch stark sind, die Last zu tragen, die mir Gott auferlegt, und ihm ferner eine gehorsame Dienerin und Magd zu sein. Er allein hat mich zur Kaiserin gemacht, ihm allein sei die Ehr' und Gewalt, die Krone von meinem Haupt zu nehmen, und das noli me tangere, das wir Fürsten um unsere Kronen schreiben, es soll auch gelten für unsere eigenen Hände! Werd' also meine Hände nicht wieder freventlich erheben zu dieser Krone, sondern Gott anflehen, daß er mir Kraft gebe, sie würdig und zum Glück meiner Völker zu tragen. Er aber, Herr Fürst, muß mir treu zur Seite bleiben, darf mich nimmer verlassen, sondern muß immer meine rechte Hand bleiben, wie Er's mir damals gelobt hat. Wir haben zusammen den Bauplan entworfen zu unserm neuen, schönen Oesterreich, und ebenso

wenig wie ich, darf er die Hand in den Schooß legen, und müßig gehen, bevor nicht unſer Bau vollendet iſt.

Ich bleibe, und baue weiter mit Ew. Majeſtät, bis von dem Giebel des vollendeten Gebäudes die ſchwarzgelbe Fahne der Habsburger weht! Und wir wollen ſchon ſorgen, Majeſtät, daß auch dem Gebäude nicht die äußere Pracht, und die zierlichen Ornamente fehlen ſollen. Haben wir doch ſo ſchöne, junge Erzherzoginnen, die ſo ganz dazu geeignet ſind, dem Hauſe Habsburg zum Glanz und zur Zierde zu gereichen, und dieſen Glanz in die entfernteſten Königreiche hinzutragen. Von innen wollen wir unſerm Hauſe durch feſten Bau und ſolide Mauern Dauerhaftigkeit und Kraft geben, von außen ihm durch unſere Allianzen und Heirathen Glanz und Schimmer verleihen.

Er hat gewiß wieder eine Heirath vorzuſchlagen? fragte die Kaiſerin mit freudeglänzenden Augen.

Ja, Majeſtät, eine Heirath mit dem jungen König von Neapel.

Für welche von meinen Töchtern? fragte die Kaiſerin unruhig.

Für Diejenige, welche Ew. Majeſtät wählen wollen!

So ſei es meine Tochter Johanna, ſagte die Kaiſerin raſch. Sie iſt jung und ſchön, und hat ein ſtolzes

und kaltes Herz, das nit so sehr fragt nach innerm Glück, als nach äußerem Glanz. Geb' also der Politik eine meiner Töchter dahin, dafür muß Er mir aber das Recht lassen, eine andere Tochter ihrem Herzen folgen zu lassen. ‚Die Christine hat sich's einmal in den Kopf gesetzt, glücklich sein zu wollen in ihrer Weise, und ich meine, wir wollen's ihr gönnen! Sind überdies dem Hause Sachsen wohl eine Entschädigung schuldig für den Refus, den damals die arme Prinzessin Kunigunde hat von dem Joseph erfahren müssen; wollen also dem Churfürstenhause, welches allzeit redlich und treu zu uns gehalten hat, beweisen, daß wir dessen gedenken in Lieb' und Anhänglichkeit. Der Prinz Albert von Sachsen ist nun einmal meiner Christine an's Herz gewachsen, und es würd' schier sich verbluten, wenn wir ihn ihr entrissen. Lassen wir also die jungen Liebesleut' sich einander vermählen, denk' wohl, daß wir reich genug sind an Geld und an Töchtern, um auch eine Partie d'inclination in unserer Familie zu haben.

Wollen mir dafür Ew. Majestät die jüngste der Erzherzoginnen Marie Antoinette für unsere politischen Zwecke aufbewahren, und dieser keine Partie d'inclination gestatten?

Will sie Ihm aufbewahren für die Politik und für

den Thron von Frankreich. Nicht wahr, den meint Er doch?

Ja, Majestät, den mein' ich. Der Sohn des Dauphin wächst heran, und wie sehr sein Vater auch ein Feind des Hauses Oesterreich ist, Choiseul und die Marquise Pompadour sind für uns, und Marie Antoinette wird dereinst Königin von Frankreich werden! Das bleibe vorläufig indessen noch unser Geheimniß, Majestät! Während Ew. Majestät die junge Erzherzogin zu einer Königin von Frankreich erziehen, wollen wir die andern Erzherzoginnen vermählen. Zuerst also, wie Ew. Majestät befehlen, die Erzherzogin Christine. Wir werden für sie und ihren Gemahl schon ein passendes Arrangement finden, und Ew. Majestät werden schon für eine würdige und glänzende Ausstattung Sorge tragen.

Ich geb' ihr zum Hochzeitsgebind' das Herzogthum Teschen, sagte die Kaiserin rasch, werd' für mich und meine Nachfolger feierlich dem Besitz von Teschen entsagen, und es dem Brautpaar schenken. Und was ihr sonstiges Etablissement anbetrifft, so ist es Seine Sorge, Herr Fürst, dem jungen Gemahl meiner Tochter eine passende Stelle auszuwirken.

Machen wir den Herzog von Teschen zum General-

Capitain und Statthalter von Ungarn, ſagte Kaunitz, das iſt zugleich ein wirkſames Mittel, die Ungarn Oeſterreichiſch zu machen, und der Erzherzogin und ihrem Gemahl eine würdige Stellung zu geben.

Die Kaiſerin nickte lebhaft mit dem Haupte. Hör' Er, ſagte ſie, Er hat doch allzeit Seinen Kopf auf der rechten Stell', und man ſollt' manchmal wahrhaftig vermeinen, daß Er ſogar auch Sein Herz auf der rechten Stell' hätt', weil Er ſo gut verſteht, Anderer Herzen zu errathen! Er hat da einen guten und prächtigen Plan in aller Schnelligkeit entworfen, und ich weiß ſchon, daß Er verſteht Seine Pläne auszuführen. Die Chriſtine wird alſo Statthalterin von Ungarn werden, und ſie und ich wir werden's Ihm Beide danken, daß Er eine ſo gute Idee gehabt. Jetzt aber quält mich nur noch Eins, und geht mir bang im Kopf herum. Ich mein', der Joſeph wird ſich ſehr ſekkiren, wenn's wieder vorbei ſein ſoll mit ſeiner Alleinherrſchaft, und wenn die Mutter wieder die Zügel der Regierung aus ſeinen Händen nehmen will.

Ich denk', Ew. Majeſtät haben ihn nicht zum Alleinherrſcher, ſondern nur zum Mitregenten ernannt? fragte Kaunitz mit ſeiner kauſtiſchen Ruhe.

Freilich habe ich das nur, ſagte Maria Thereſia,

und es ist mein Recht, auch wieder meine Arbeit aufzunehmen. Die Kaiserin hat Recht, aber der Mutter thut's doch weh, und es will mir schier das Herz versetzen, wenn ich denk', wie seine großen blauen Augen auf einmal so finster und traurig ausschauen werden. Hab', glaub' ich, nimmer den Muth, ihm zu sagen, daß ich wieder die alleinregierende Kaiserin sein will.

So werden Ew. Majestät ihn noch ferner Ihren Mitregenten sein lassen, nur werden Sie seine Macht beschränken, und ihm vielleicht ein besonderes Departement anweisen, in dem er schalten und walten kann. Da ist zum Beispiel das Departement des Krieges.

Werd' ihm das ganze Militairwesen zu verwalten geben, rief die Kaiserin freudig, das ist gute Mannesarbeit, und darauf versteht der Joseph sich besser, als ich. Werd' ihm nimmer drein reden in sein Kriegsdepartement und ihn allzeit da seinen Willen haben lassen*). Dafür werd' ich aber auch meinen Willen haben können in den andern Departements, und ich denk' doch, daß ich nicht zum zweiten Mal einen Gegenkaiser haben werd'. Würde ihn aber auch zu besiegen suchen, wie ich den Herrn Churfürsten von Baiern, den

*) Hübner. I. S. 31.

ſie Kaiſer Karl VII. nannten, beſiegt habe! — Ich denke, es wird das Beſte ſein, den Kaiſer gleich davon zu benachrichtigen, daß ich wieder die Kaiſerin bin, und die Frau Joſepha mag's auch erfahren, daß die Maria Thereſia nicht mehr die verwittwete Kaiſerin iſt, ſondern wieder die regierende! Bleibe freilich in meinem Herzen immer noch die verwittwete Kaiſerin, und werd's nimmer und nimmer verwinden und vergeſſen, was ich verloren hab'! Die Trauer wird nie von meinem Herzen weichen, und ſoll's auch nicht von meiner Geſtalt*). Aber über meiner Wittwenhaube will ich wieder meine Krone tragen, und weil Er's denn auch meint, daß es ſo beſſer iſt, ſo will ich dem lieben Oeſterreich ſeine Kaiſerin Maria Thereſia wieder geben!

*) Maria Thereſia legte in der That niemals die Trauerkleider und die ſchwarze Krepphaube wieder ab, und blieb auch äußerlich immer die trauernde Wittwe ihres „großen und geliebten Kaiſers." Am 18. jeden Monats, als dem Sterbetage ihres Gemahls, zog ſie ſich in ihre Gemächer zurück, um in Einſamkeit und Stille um ihn zu weinen. Jedes Jahr an ſeinem Todestag ließ ſie ſich in die Kaiſergruft hinab, um dort an des Kaiſers Sarge Stunden lang auf ihren Knieen für die Ruhe ſeiner Seele zu beten. Ihr Schlafzimmer behielt immer ſeine Trauer-Decoration, ebenſo wie ihre Kutſchen, die Livree ihrer Dienerſchaft ꝛc. Karoline Pichler: Denkwürdigkeiten. Th. I. S. 28.

V.

Mutter und Sohn.

Der Traum war zu Ende, der ſchöne beſeligende Traum von Menſchenbeglückung und Reformen, die Zügel der Regierung waren ſeinen Händen wieder entriſſen, und Kaiſer Joſeph ſollte wieder dazu verurtheilt werden, das müßige, thatenloſe, beobachtende Leben früherer Tage wieder aufzunehmen. Alle dieſe hochfliegenden Pläne für ſeines Landes Wohl und ſeiner Unterthanen Glück, ſie mußten wieder trauernd und mit gebrochenen Flügeln in ſein ſtilles, wundes Herz zurückſchleichen, ſie durften nicht mehr zur That und zur Wahrheit ſich geſtalten. Die alte Geiſtesfinſterniß ſenkte ſich tiefer wie je über Oeſterreich nieder, die Prieſter und die Frommen gewannen mehr wie je Macht über das Ohr der Kaiſerin, und verleiteten ſie zu den ſtrengſten Maaßregeln gegen alle diejenigen, welche anders zu denken und zu ſprechen

wagten, wie ſie. Joſeph mußte es ſehen, wie die Keuſchheits-Commiſſion mit größerer Wuth und Strenge als je zuvor ihr ſpionirendes, argwöhnendes Tugendrichteramt wieder antrat, wie das Cenſur-Collegium mit fanatiſchem Eifer Alles verpönte, was nicht dem finſtern und orthodoxen Verfolgungsgeiſt der Prieſter genehm war, — er mußte ſehen, wie die Heuchler und Verläſterer ſich Penſionen und Würden erſchlichen, weil ſie es verſtanden durch Hinterthüren und Schleichwege zu ſchlüpfen, und ſich von der Kaiſerin täglich in tiefer Andacht vor dem Altar betreffen zu laſſen. — Joſeph mußte das Alles ſehen, und ſchweigen, er mußte ſeinen Kummer unter einem heitern Angeſicht, ſeinen Zorn unter einem Lächeln verbergen, um wenigſtens ſeinen Feinden nicht den Triumph zu gönnen, daß er ſie ahnen ließ, wie viel er litte, wie bitter ſein Herz getroffen ſei. Aber er fühlte doch, wie allmälig ſeine Geiſtesflügel erlahmten, wie eine tiefe Melancholie ihre düſtern Schleier über ſeine Seele hinzubreiten begann. Indeß mit der ganzen Energie und Kraft ſeines Weſens raffte er ſich aus dieſer ſchmerzvollen, dumpfen Betäubung empor.

Ich will nicht zu Grunde gehen, ſagte er zu ſich ſelber, ich will nicht hinſiechen an dieſen geheimen Schmerzen, ich will nicht den Freunden ein Gegenſtand des Jammers,

den Feinden ein Gegenſtand höhnenden Triumphes ſein. Fort von mir, Ihr trüben Wolken des Kummers, Ihr ſollt mir das Licht und die Sonne nicht länger verhüllen dürfen. Ich will leben, und das Leben leicht nehmen. Für mich iſt es jetzt dunkel in Wien, aber anderswo ſcheint vielleicht die Sonne; ich will ausziehen, mir einen Sonnenſtrahl zu ſuchen! Ich will reiſen! Hinaus in die weite Welt, in die ſchöne friſche Gottesluft. Hier bin ich der arme verſpottete Kaiſer ohne Land, da draußen werde ich ein freier glücklicher Menſch ſein, dem die ganze Welt gehört, ſo weit ſein Blick reichen, und ſein Pferd ihn tragen kann! Ja, ich will reiſen, ich will mir wieder Muth und Kraft ſammeln, um dann wieder mit energiſcher Geduld meine Siſiphus-Arbeit beginnen zu können. Mein Tag wird auch einſt kommen, und wenn er da iſt, ſoll er mich vorbereitet und ſtark finden!

Der Kaiſer traf mit raſcher Energie alle Vorbereitungen zu einer größern Reiſe, und eilte, als dieſe beendet waren, zu ſeiner Mutter, um von ihr, der Etiquette gemäß, die Einwilligung zu ſeiner Reiſe zu erbitten. Maria Thereſia empfing den Sohn mit jener edlen, faſt treuherzigen Freundlichkeit, welche einen ſo ſeltenen und unwiderſtehlichen Zauber über ihr ganzes

Weſen ausbreitete. Sie ſah ihn mit ſo zärtlichem Lächeln, ſo freundlichen Blicken an, daß Joſeph ſich davon wider ſeinen Willen ergriffen und erfreut fühlte, und einen zärtlichen Kuß auf die Hand ſeiner Mutter preßte, welche dieſe ihm lebhaft entgegen geſtreckt hatte. Es war das erſte Mal ſeit dem Tage, an welchem Maria Thereſia die Regierung wieder angetreten, daß Mutter und Sohn ſich wieder allein und ohne Zeugen gegenüber ſtanden, und Beide fühlten ſie die Gewalt und Bedeutung dieſes Momentes.

Habe dieſer Stunde mit bangem Herzen und ſchmerzlicher Rührung mich entgegen geſehnt, mein Sohn, ſagte die Kaiſerin, indem ſie den Sohn näher zu ſich heranzog, hab' gefühlt, daß Du in Deinem Herzen Deiner Mutter grollteſt, und vermeinteſt, ſie habe beſſer gethan, ihre ſtillen Gemächer nimmermehr zu verlaſſen, und Dir das Scepter allein anzuvertrauen. Aber bedenk, mein Sohn, daß ich dieſes Scepter von Gott erhalten habe, und daß ich es führen muß nach beſtem Gewiſſen, bis es Ihm gefällt mich abzurufen.

Joſeph blickte mit wahrer und aufrichtiger Rührung in das bewegte Antlitz ſeiner Mutter. Er ſah die Thränen, welche in ihre Augen traten, er ſah, wie ihre Lippen zitterten vor innerer Bewegung, wie ihre ver-

ſchleierten Blicke mit flehendem, zärtlichem Ausdruck auf ihm ruhten. Und unter dieſen Blicken ſchmolz die Eisdecke, welche ſo lange ſein Herz umhüllt hatte, unter dieſen Blicken fühlte er den warmen Sonnenſtrahl der Liebe, welchen er in der kalten Einſamkeit ſeines Herzens ſo lang erſehnt hatte. Mit einer ungeſtümen Haſt warf er ſeine beiden Arme um den Hals der Kaiſerin, und preßte einen glühenden Kuß auf ihre Lippen.

Mutter, meine theure Mutter! ſagte er mit leiſem zärtlichem Ton, und als habe er mit dieſem einen Ausruf Allem Ausdruck gegeben, was von Liebe und Zärtlichkeit in ſeinem Herzen glühte, ſchwieg er und lehnte ſein Haupt an ſeiner Mutter Bruſt.

Sie ſchaute mit einem ſeligen Lächeln zu ihm nieder, und ſtreichelte mit ihrer Hand ſeine ſchöne, hohe Stirn.

Biſt alſo noch einmal heimgekehrt an das Herz Deiner Mutter, mein Herzensbub'! flüſterte ſie. Haſt noch einmal wieder den Weg gefunden zu dem Neſt, aus dem Du ausgeflattert, Du wilder Vogel Du. Fühlſt einmal wieder, daß es doch am heimlichſten und am ſtillſten ſich ruht an treuer Mutterbruſt, und daß da doch allzeit die unverlierbare und ewige Heimat iſt! Will's Dir nit verſagen, hinauszufliegen in die weite

Welt, aber mußt mir verſprechen, treulich und fröhlich heimzukehren, und all die wüſten Gedanken und die Verdrießlichkeit da draußen zu laſſen in der fremden Welt. Wirſt auch ſchon ſehen, mein Herzensbub', daß es anderswo auch nicht vollkommener und beſſer iſt, und daß es dorten eben ſo viel Uebelſtände und Hinderniſſe giebt, wie hier bei uns. Es ſind eben überall Mängel und Irrthümer, und weil wir keine Götter ſind, müſſen wir die menſchlichen Schwächen und Fehler auch an uns ſelber tragen. Bin mir in Demuth meiner eigenen Fehler und Schwächen bewußt, und wenn ich mit denſelben Dich jemals gekränkt und beleidigt habe, mein Sohn, ſo bitt' ich Dich, es mir zu verzeihen, denn es iſt nimmer und nimmer aus böſem Willen geſchehen!

Nein, Mutter, ſagte Joſeph tiefbewegt, ich bin es, der um Verzeihung zu bitten hat. Mein Herz iſt störriſch und wild, ich weiß es, aber glaub' nur, daß es dennoch mit zärtlichſter und treueſter Sohnesliebe an ſeiner edlen und großen Kaiſerin hängt, glaub' nur, daß ich von allen Deinen Unterthanen von nun an ſtets der gehorſamſte und treueſte ſein und bleiben will. Hab' nur ein wenig Nachſicht und Geduld mit mir, meine Mutter, denn Du haſt wohl Recht, mein Herz iſt ein armer, wilder Vogel, dem ſie recht ſchlimm mitgeſpielt

haben da draußen in der Welt. Aber ſprechen wir nicht mehr davon, meine Mutter, man kann vielleicht glücklich ſein auch ohne Glück, ich will's verſuchen!

Nein, ſprechen wir davon, rief die Kaiſerin lebhaft, ſprechen wir von Deinem Unglück! Denn ich mein', Du nennſt die Joſepha von Baiern Dein Unglück, mein Sohn. Hab' freilich allerlei traurige und ſchlimme Dinge vernommen, und mein Herz hat dabei geblutet für Dich und auch für ſie!

Auch für ſie! rief Joſeph faſt zürnend. Was thut ſie, meine Mutter, wodurch ſie Ihr Mitleid verdient?

Die Kaiſerin legte ſanft ihre Hand auf die Schulter ihres Sohnes. Sie liebt Dich, mein Sohn, ſagte ſie, und eine Frau hat immer Mitleid mit einer Unglücklichen, welche liebt, und nicht geliebt wird!

Sie liebt mich, ſagte Joſeph mit höhniſchem Lachen. Ihre Liebe iſt mir ein Abſcheu und eine Schmach, ihre zärtlichen Blicke empören mich, und erfüllen mich mit Entſetzen. Wenn ſie mich anſchaut mit dieſem bleichen, von allerlei Wundmalen und Flechten zerfetztem Angeſicht, und mich ihren Gemahl nennt, ſo mein' ich zu ſehen, daß alle Hofleute mit ſpöttiſchem Hohnlachen auf mich ſchauen, und ich hab' ein Gefühl, als müßt ich den Arm erheben, um Diejenige zu Boden zu ſchmettern, die

mich mit einem ſo lächerlichen Unglück belaſtet hat; denn es iſt immerhin ein lächerliches Unglück, der Gemahl der häßlichſten und unangenehmſten Frau im ganzen Lande zu ſein, nur daß Einem die Augen dabei übergehen, weiß nicht, ob vor Lachen oder vor Aerger!

Sie iſt häßlich, das iſt wahr, ſagte die Kaiſerin achſelzuckend, aber es hat ſchon viel häßliche Frauenzimmer gegeben, und ſie haben doch Liebhaber gefunden. Und dann, mein Sohn, ſollteſt Du immerhin bedenken, daß Du ſelber ſie gewählt, daß Du ſie geſehen haſt, bevor Du ſie wähltеſt. Auch meine ich, hat ſie ein gutes und ſanftes Herz, welches Dich zärtlich liebt, und welches Du vielleicht wieder lieben würdeſt, wenn Du Dir die Mühe geben wollteſt, es zu erkennen und zu verſtehen. Und dann zuletzt noch, mein Sohn, ſollteſt Du daran gedenken, daß Du dereinſt der Kaiſer ſein wirſt, und Deinem Throne Erben geben mußt. Wenn Joſepha die Mutter Deiner Söhne ſein wird, ſo wirſt Du's nicht mehr ſehen, daß ſie häßlich iſt!

Sie, die Mutter meiner Söhne! rief der Kaiſer mit einem Ausdruck ſo wilden Haſſes, daß die Kaiſerin erbebte. Ew. Majeſtät halten mich einer ſolchen Schmach,

einer ſolchen Erniedrigung für fähig! Ew. Majeſtät haben alſo den Herrn van Swieten nicht geſprochen, er hat Ihnen nichts geſagt von der neuen Krankheit dieſer Frau, welche man wohl meine Gemahlin, aber nimmer meine Frau nennen kann.

Nein, der Swieten hat mir nichts geſagt.

Nun denn, Majeſtät, ich will Ihnen ihre Krankheit nennen. Die ſogenannte Kaiſerin leidet jetzt am Scorbut!

Ah, mein Sohn, mein armer Sohn! rief die Kaiſerin, den Arm um den Nacken ihres Sohnes ſchlingend, als wolle ſie ihn ſchützen vor der Gefahr, die ihn bedrohete. Das iſt eine ſchlimme Krankheit, aber der Swieten iſt ein kluger Mann, er wird auch dieſes Leiden bezwingen können.

Aber er wird nimmer und nimmer den Haß und den Widerwillen bezwingen können, den ich für dieſe Frau empfinde, er wird nimmer machen können, daß ich vergeſſe, wie furchtbar man mich betrogen und hintergangen hat. Sie wollen, daß dieſe Frau die Mutter meiner Söhne ſei! Sie wollen, daß ich Kinder von ihr habe! Le moyen d'en avoir! Encore, si je pourrois mettre le bout du doigt sur la plus petite partie

de son corps, qui n'était pas couverte de boutons, je tacherais d'avoir des enfants*)!

Maria Thereſia wandte ſich erröthend und ſeufzend ab. Sie fühlte, daß dieſem glühenden Haß, dieſem zornigen Widerwillen gegenüber jeder Verſuch einer Verſöhnung nutzlos und vergeblich ſein würde.

Möge Gott Euch Beide tröſten und verſöhnen, ſeufzte ſie traurig.

Dann müßte er gnädig uns von einander löſen! rief Joſeph faſt rauh. Glauben Sie mir nur, Majeſtät, der Tod allein kann uns Beiden Verſöhnung bringen, und möge mir Gott verzeihen, wenn ich ihn bitte, uns dieſen Sühnengel bald zu ſenden! Sie, oder ich! Nur nicht länger dieſes Zuſammenleben, nur nicht länger dieſe lächerliche Demüthigung, dieſe Frau als meine Gemahlin und Kaiſerin geehrt zu ſehen!

Maria Thereſia legte gleichſam beſchwichtigend ihre Hand auf die Schulter ihres Sohnes. Reiſe, mein Sohn, reiſe, ſagte ſie. Schau Dich um in der Welt, genieße das Leben, und die glückliche Stunde. Wirſt auch ſehen, wie wenig Menſchen es überhaupt giebt,

*) Des Kaiſers eigene Worte. Siehe: Wraxall: Memoirs of the Court of Vienna, Berlin etc. Th. II. S. 410.

welche glücklich sind, und das mag Dich versöhnen mit Deinem eigenen Unglück.

Der Kaiser schüttelte traurig sein Haupt. Nichts kann mich versöhnen und trösten, sagte er düster, nichts als der Tod. Wohin ich auch gehe, die Kette dieser Ehe wird immer hinter mir herschleppen und ich werde sie immer klirren hören. Sprechen wir nicht mehr davon! Ich danke Ew. Majestät, daß Sie mir gnädigst Urlaub ertheilt haben, ich danke Ihnen mehr noch für diese schöne und heilige Stunde, deren Erinnerung niemals aus meinem Herzen entschwinden wird. Sie waren mir in dieser Stunde eine zärtliche und theilnahmsvolle Mutter, und immerdar sollen Sie an mir einen dankbaren und gehorsamen Sohn finden!

Aber Du hast mir noch nicht gesagt, wohin Du zu reisen gedenkst, fragte die Kaiserin, und welches das Ziel Deiner Fahrt sein soll?

Ich denke mit Ew. Majestät gnädiger Erlaubniß durch Böhmen und Mähren zu reisen, und sodann den Höfen von München und Dresden einen Besuch abzustatten. Beide Höfe haben durch ihre Gesandten mir sehr dringende und ergebene Einladungen gesandt.

Und es ist Recht und der Höflichkeit gemäß, daß Du diese Einladungen annimmst, sagte die Kaiserin leb-

haft. Es ist nützlich und wichtig für uns, mit allen deutschen Fürsten in gutem Einvernehmen zu stehen, und sie in Lieb' und Eintracht zu schaaren um unsern Thron.

Weil Ew. Majestät so denken, werden Sie auch erlauben, daß ich noch einer dritten Einladung, die ich erhalten habe, nachkommen darf, sagte Joseph lebhaft. Der König Friedrich von Preußen hat mich zu einer Zusammenkunft in Torgau eingeladen.

Die Kaiserin zuckte zusammen, und ihre Stirn verfinsterte sich. Der König Friedrich von Preußen? fragte sie athemlos.

Ja, Majestät, er hat mich eingeladen, und um die Wahrheit zu sagen, er ist mit dieser Einladung meinen lebhaftesten Wünschen entgegengekommen. Ich sehne mich, endlich diesen Mann von Angesicht zu Angesicht zu schauen, den ich fast wider meinen Willen schon bewunderte, als er noch unser Feind war, und uns in blutigen Schlachten bekriegte. Ich sehne mich, einen König zu sehen, welchen ganz Europa, Freund und Feind, „Friedrich den Großen" nennt, und der als Held oder als Weiser diesen Namen verdient.

Das heißt, dem die Narren, die Gotteslängner, die Unklugen und die Spötter diesen Namen gegeben haben,

rief die Kaiserin mit zornblitzenden Augen und glühenden Wangen. Hätt's nimmer geglaubt, daß dieser Herr König es wagen würde, meinem Sohn und Erben sich so vertraulich zu nahen. Der Markgraf von Brandenburg hat wohl das Recht, dem Kaiser von Deutschland das Waschbecken zu halten, aber nicht, ihn zu einer Zusammenkunft einzuladen!

Ach Majestät, rief Joseph lächelnd, der Markgraf von Brandenburg hat es uns leider wohl bewiesen, daß er ein König ist; er hat uns in mancher Schlacht das Waschbecken gehalten, aber unser eigen Blut ist hineingeflossen, denn er hat uns manch schmerzlichen Aderlaß beigebracht. Ich mein', der Markgraf Friedrich von Brandenburg hat sich auf den Schlachtfeldern von Leuthen und Roßbach, von Liegnitz und Torgau wohl das Recht erkämpft, daß wir ihn als einen König anerkennen, wie's ja selbst der Papst zu Rom gethan hat.

Maria Theresia erbebte vor Zorn bei diesen unbesonnenen heftigen Worten ihres Sohnes. Es zeugt von wenig Ehrgefühl, den Feind zu preisen um der Schlachten willen, die wir an ihn verloren haben, rief sie glühend vor Zorn.

Es zeugt von Gerechtigkeit, Majestät, sagte Joseph *ernst*, und Gerechtigkeit soll man auch seinen Feinden

nicht verſagen. Der König von Preußen iſt ein großer Mann, ich wollt', ich könnte ſeines Gleichen ſein!

Die Kaiſerin ſtieß einen Schrei des Zorns aus, ihre Augen ſchoſſen Blitze. So wagt es mein Sohn, von dieſem böſen Manne zu ſprechen, der ſeiner Mutter ſo viel Kummer und Thränen verurſacht, und ſeinem Hauſe Schleſien entriſſen hat! rief ſie mit drohender Stimme. 'S'iſt ein wunder Fleck in meinem Herzen, und werd's nimmer verwinden, das ſchöne Schleſien verloren zu haben; und mein Sohn will hingehn, dieſem König die Hand zu drücken, welche ſo viel unſchuldig Blut meiner Unterthanen vergoſſen hat! Er will hingehen, um den Feind meines Hauſes zu bewundern als einen Helden, und ihm zu huldigen, als einem Weiſen! Aber ſo lang mein Wort noch Kraft hat, werd' ich's nimmer dulden, daß das geſchieht, daß ein Habsburger hingehe, dem Hohenzollern in Freundſchaft die Hand zu reichen! Es iſt eine alte Erbfehd' zwiſchen uns und dieſem Hauſe, und ſie wird nimmer in Liebe ſich auflöſen!

Ew. Majeſtät ſehen indeß, daß es nicht der König von Preußen iſt, welcher die Schuld daran trägt, denn Er iſt es, welcher zur Freundſchaft die Hand bieten will. Ich denke, es wäre chriſtlicher und edler, den alten Groll zu vergeſſen, und dieſe Feindſchaft enden zu laſſen,

und Ew. Majestät sehen wohl, wie sehr man den König von Preußen verlästert, wenn man ihn einen schlechten Christen nennt. Er befolgt wenigstens das christliche Gebot, seinen Feinden zu vergeben, und die Feindschaft und die Zwistigkeiten vergessend, seinen Gegnern die Hand zu bieten.

Wir werden diese Hand nicht annehmen, rief die Kaiserin heftig.

Aber der König hat, wie ich Ew. Majestät zu sagen die Ehre hatte, der König hat mir eine herzliche und zuvorkommende Einladung gesandt, und Ew. Majestät sagten es ja selbst, es ist der Höflichkeit gemäß, solche Einladung anzunehmen.

Nicht die Einladung dieses Mannes! Ich gebe meine Einwilligung nicht zu dieser Reise!

Auch nicht, wenn ich Ew. Majestät darum bitte? fragte Joseph herzlich. Auch nicht, wenn ich Ihnen sage, daß es mein glühender Wunsch ist, den König von Preußen kennen zu lernen, daß ich mich darauf freue, wie auf ein großes und schönes Ereigniß? Oh Majestät, gedenken Sie der schönen Stunde, welche Ihre Liebe mir eben gewährt hat. Lassen Sie die Mutter bei der Kaiserin für mich bitten, daß diese mir den Wunsch gewähre, den ich der Mutter nicht der Kaiserin

anvertraut habe. Laſſen Sie dieſe ſchöne, ſonnenhelle Stunde nicht mit einem Mißklang enden, nicht wieder ſich finſtere Wolken zwiſchen uns Beiden aufthürmen.

Oh, der Herr Sohn vermeint, uns zu drohen! rief die Kaiſerin ſich hoch und ſtolz aufrichtend. Meint uns zu ſchrecken, wenn er uns mit Seiner Ungnad' droht! Fürcht' noch nicht die Wolken auf Seiner Stirn! Es wird an Ihm ſein, die Wolken zu verjagen, und Seiner Frau Mutter ein ehrerbietig Angeſicht zu zeigen. Ich ſag' Ihm, Herr Sohn, Er wird nicht zu dieſer Zuſammenkunft mit dem König von Preußen gehen, denn ich bin Seine regierende Kaiſerin, und ich verbiete es Ihm!

Iſt das Ew. Majeſtät letztes Wort?

Es iſt mein letztes!

Dann habe ich Ew. Majeſtät nichts weiter zu ſagen, als daß ich, wie es einem Unterthanen ziemt, gehorchen werde, ſagte Joſeph mit vollkommen ruhigem Ton, während ſein Geſicht todesbleich war, und ſeine Lippen bebten. Ich werde die Einladung des Königs von Preußen nicht annehmen. Und damit bitt' ich Ew. Majeſtät mich in Gnaden zu entlaſſen!

Ohne die Antwort der Kaiſerin abzuwarten, verneigte er ſich tief, und verließ haſtigen Schrittes das Gemach.

und Ew. Majeſtät ſehen wohl, wie ſehr man den König von Preußen verläſtert, wenn man ihn einen ſchlechten Chriſten nennt. Er befolgt wenigſtens das chriſtliche Gebot, ſeinen Feinden zu vergeben, und die Feindſchaft und die Zwiſtigkeiten vergeſſend, ſeinen Gegnern die Hand zu bieten.

Wir werden dieſe Hand nicht annehmen, rief die Kaiſerin heftig.

Aber der König hat, wie ich Ew. Majeſtät zu ſagen die Ehre hatte, der König hat mir eine herzliche und zuvorkommende Einladung geſandt, und Ew. Majeſtät ſagten es ja ſelbſt, es iſt der Höflichkeit gemäß, ſolche Einladung anzunehmen.

Nicht die Einladung dieſes Mannes! Ich gebe meine Einwilligung nicht zu dieſer Reiſe!

Auch nicht, wenn ich Ew. Majeſtät darum bitte? fragte Joſeph herzlich. Auch nicht, wenn ich Ihnen ſage, daß es mein glühender Wunſch iſt, den König von Preußen kennen zu lernen, daß ich mich darauf freue, wie auf ein großes und ſchönes Ereigniß? Oh Majeſtät, gedenken Sie der ſchönen Stunde, welche Ihre Liebe mir eben gewährt hat. Laſſen Sie die Mutter bei der Kaiſerin für mich bitten, daß dieſe mir den *Wunſch gewähre*, den ich der Mutter nicht der Kaiſerin

tigen und entſchloſſenen Ganges den Corridor hinauf nach ſeinen Zimmern hin. In ſeinem Cabinet angelangt, trat er haſtig zu ſeinem Schreibtiſch hin. Da lag der Brief des Königs von Preußen, in welchem dieſer durch ſeinen Geſandten den Kaiſer zu einer Zuſammenkunft in Torgau einladen ließ.

Der Kaiſer ſetzte ſich, und nahm mit einem tiefen Seufzer Feder und Papier, um dem Geſandten des großen Königs eine ablehnende Antwort zu ſchreiben. „Sagen Sie dem König, Ihrem Herrn," ſchrieb der Kaiſer, „daß ich immer noch nicht mein eigener Herr bin, und nach fremdem Willen leben muß; ich würde aber ſchon Mittel finden, die Grobheit, wozu mich jetzt meine Präceptoren nöthigen, ein ander Mal wieder gut zu machen."*)

*) Hübner: Geſchichte Joſephs II. Th. I. S. 37. — Großhoffinger, I. S. 116.

VI.

Der Tod als Befreier.

Der alte grauſame Feind des Hauſes Habsburg war wieder eingekehrt in die Kaiſerburg, aus welchem er ſchon ſo manchen Zweig des edlen Stammes abgeriſſen, und in die Gruft der Kaiſer hinabgeſchleudert hatte. Dieſer unſichtbare, fürchterliche Feind, der von Geſchlecht zu Geſchlecht die Kaiſerfamilie verfolgt hatte, das waren die Pocken. Die Pocken, denen Kaiſer Franz und Kaiſer Leopold der Erſte, denen ſchon mehr als eine Kaiſerin zum Opfer gefallen, und die faſt alle Geſichter der Kinder Maria Thereſia gezeichnet hatten. Die Pocken waren wieder eingezogen in das Kaiſerſchloß! Die Erzherzogin Johanna, die verlobte Braut des jungen Königs von Neapel, war das erſte Opfer, welches ſie forderten, und an dem Tage, an welchem man die ſchöne, *kaum achtzehnjährige* Prinzeſſin in die Gruft bei den

Kapuzinern hinabsenkte, lief ein neuer Schreckensruf durch das Schloß, denn auch Josepha, die unglückliche Gemahlin des Kaisers, war davon befallen worden.

Mit einer furchtbaren, verheerenden Gewalt hatte das entsetzliche Gift sich durch den Körper der armen Josepha ergossen, ihr Antlitz und ihre Gestalt auf eine so grauenerregende Weise entstellend, daß die entsetzten Dienerinnen todesbang und mit zitterndem Abscheu aus dem Krankenzimmer entflohen, und Keine von ihnen die Pflege der Kranken übernehmen, oder in der verpesteten Luft ihrer Nähe bleiben wollte.

Und so lag sie, gepflegt und behütet nur von gemietheten Krankenwärterinnen, die der edle Arzt van Swieten aus dem Hospital hierher beschieden, auf ihrem Lager, die Gemahlin des Kaisers, die regierende Kaiserin Josepha! Keine liebende Hand rückte das Kissen unter ihrem fieberbrennenden, hoch aufgeschwollenen Haupt zurecht, oder reichte ihren entstellten, blutenden Lippen den Labetrunk dar, keine freundliche Stimme flüsterte in ihr Ohr Worte des Trostes, oder des Mitleids, kein freundliches Antlitz neigte sich über sie, und erquickte ihre Seele durch einen Blick des Erbarmens und der Theilnahme.

Einsam und verlassen, wie sie gelebt hatte, sollte sie

ſterben! Wohl hatte Joſeph Tag und Nacht gewacht an dem Krankenbette ſeiner erſten Gemahlin, aber von dem Krankenbett Joſepha's hielt er ſich fern. Vergebens war es geweſen, daß die kranke Kaiſerin täglich den Arzt van Swieten beſchwor, ihr den Gemahl zuzuführen; Kaiſer Joſeph erklärte, daß es ihm ſein Gewiſſen verbiete, zu ihr zu gehen, weil er fürchten müſſe, den Krankheitsſtoff weiter zu tragen, und ihn der Kaiſerin Maria Thereſia, welche bisher von den Pocken verſchont geblieben, oder ſeiner einzigen kleinen Tochter Thereſia, oder den jungen Erzherzoginnen zuzuführen.

Und ſo lag ſie in ihren einſamen Schmerzen da, unbeklagt und unbemitleidet. Scheu und angſtvoll fliehen die Dienerinnen vorüber an dieſer Thür, hinter welcher der Tod in ſeiner abſchreckendſten und ſcheußlichſten Geſtalt lauerte, und keine der Erzherzoginnen hatte ſo viel Theilnahme für die unglückliche, verlaſſene Schwägerin, um ihr Entſetzen überwinden und ſich in ihre Nähe wagen zu wollen.

Aber ſie war dennoch nicht einſam, die arme, kranke Kaiſerin Joſepha, ſie war nicht verlaſſen, denn ihre Erinnerungen waren bei ihr, ſie umſtanden in grauen Spinnwebmänteln das Lager der Dulderin, ſie flüſterten *ihr traurige* und unheilsvolle Geſchichten in's Ohr, ſie

lten ſie wach auf ihrem Lager mit den Erzählungen der traurigen und unheilsvollen Begegniſſe ihres Le-
ns. Da war nicht eine dieſer grauen Schattenge-
lten, welche ihr eine roſige Wange, ein heiteres Auge
gte, farblos waren alle dieſe Angeſichter, von ſchmerz-
llen Thränen umdüſtert alle dieſe Augen. Sie ſprachen
ihr, dieſe Geiſter der Erinnerungen, ſie ſprachen
ihr von den Tagen, welche geweſen, und mit ihnen
dachte ſie all der Schmerzen und des Jammers, all
r Demüthigung und Schmach, welche ſie erduldet hatte.
Ach, mit welchen Hoffnungen, welchen ſtolzen, ſeligen
kunftsträumen war ſie eingezogen in dieſes Schloß,
welchem ſie jetzt, geflohen und gemieden von Jeder-
nn, da lag. Mit welchem freudigen Entzücken war
r Herz dem jungen, heißgeliebten Gemahl entgegen
flogen an jenem Hochzeitsabend, als er zu ihr ein-
at in das ſchöne glänzende Gemach, und wie furcht-
r, wie zerſchmetternd war die Täuſchung geweſen!
ie gedachte deſſen.

Sie gedachte auch, wie milde und erbarmend der
aiſer Franz gegen ſie geweſen, wie er Mitleid gehabt
it ihren Leiden und ihrer Qual, wie er ſie heimlich
f jenen Maskenball in Insbruck geführt, damit ſie
s Herz des Gemahls zu rühren ſuche durch ihre Liebe,

ſterben! Wohl hatte Joſeph Tag und Nacht gewacht an dem Krankenbette ſeiner erſten Gemahlin, aber von dem Krankenbett Joſepha's hielt er ſich fern. Vergebens war es geweſen, daß die kranke Kaiſerin täglich den Arzt van Swieten beſchwor, ihr den Gemahl zuzuführen; Kaiſer Joſeph erklärte, daß es ihm ſein Gewiſſen verbiete, zu ihr zu gehen, weil er fürchten müſſe, den Krankheitsſtoff weiter zu tragen, und ihn der Kaiſerin Maria Thereſia, welche bisher von den Pocken verſchont geblieben, oder ſeiner einzigen kleinen Tochter Thereſia, oder den jungen Erzherzoginnen zuzuführen.

Und ſo lag ſie in ihren einſamen Schmerzen da, unbeklagt und unbemitleidet. Scheu und angſtvoll fliehen die Dienerinnen vorüber an dieſer Thür, hinter welcher der Tod in ſeiner abſchreckendſten und ſcheußlichſten Geſtalt lauerte, und keine der Erzherzoginnen hatte ſo viel Theilnahme für die unglückliche, verlaſſene Schwägerin, um ihr Entſetzen überwinden und ſich in ihre Nähe wagen zu wollen.

Aber ſie war dennoch nicht einſam, die arme, kranke Kaiſerin Joſepha, ſie war nicht verlaſſen, denn ihre Erinnerungen waren bei ihr, ſie umſtanden in grauen Spinnwebmänteln das Lager der Dulderin, ſie flüſterten ihr traurige und unheilsvolle Geſchichten in's Ohr, ſie

elten ſie wach auf ihrem Lager mit den Erzählungen
ll der traurigen und unheilsvollen Begegniſſe ihres Le-
ens. Da war nicht eine dieſer grauen Schattenge-
alten, welche ihr eine roſige Wange, ein heiteres Auge
igte, farblos waren alle dieſe Angeſichter, von ſchmerz-
ollen Thränen umdüſtert alle dieſe Augen. Sie ſprachen
t ihr, dieſe Geiſter der Erinnerungen, ſie ſprachen
t ihr von den Tagen, welche geweſen, und mit ihnen
edachte ſie all der Schmerzen und des Jammers, all
er Demüthigung und Schmach, welche ſie erduldet hatte.

Ach, mit welchen Hoffnungen, welchen ſtolzen, ſeligen
ukunftsträumen war ſie eingezogen in dieſes Schloß,
t welchem ſie jetzt, geflohen und gemieden von Jeder-
ann, da lag. Mit welchem freudigen Entzücken war
yr Herz dem jungen, heißgeliebten Gemahl entgegen
eflogen an jenem Hochzeitsabend, als er zu ihr ein-
at in das ſchöne glänzende Gemach, und wie furcht-
ar, wie zerſchmetternd war die Täuſchung geweſen!
Sie gedachte deſſen.

Sie gedachte auch, wie milde und erbarmend der
Kaiſer Franz gegen ſie geweſen, wie er Mitleid gehabt
mit ihren Leiden und ihrer Qual, wie er ſie heimlich
uf jenen Maskenball in Insbruck geführt, damit ſie
as Herz des Gemahls zu rühren ſuche durch ihre Liebe,

ihre Bitte, ihr eine Viertelstunde Gehör zu geben, stumm und mit einem kalten und zornigen Blick den Balcon verlassen. Als sie am andern Tage wieder auf den Balcon ging, fand sie den Balcon durch eine hohe, spanische Wand getheilt, so daß die Hälfte desselben nicht von dieser Thür aus zugänglich war. Der Kaiser hatte sich dies Separatum machen lassen, um seiner Gemahlin nicht auf dem Balcon zu begegnen, und oft hatte sie seitdem die Demüthigung erlitten, daß, wenn Josepha auf ihrer, durch die Thür zugänglichen Seite des Balcons war, der Kaiser sich vor Aller Augen durch das Fenster, vor welchem seine abgesonderte Seite des Balcons lag, auf denselben hinausschwang.*) Sie gedachte dessen.

Sie gedachte auch, wie sie trotz aller seiner Härte, seiner Grausamkeit ihn dennoch geliebt, ja, wie sie gefühlt habe, daß Joseph wohl ein Recht habe, sie zu hassen und zu verabscheuen, wie er ihr nimmer verzeihen könne, daß sie an jenem Hochzeitsabend seinem edlen und offenen Vertrauen nicht offen entgegengekommen war, und nicht den Muth gehabt, ihm die Wahrheit zu sagen.

Aber jetzt hatte sie dieses Unrecht gesühnt, gesühnt

*) Karoline Pichler: Denkwürdigkeiten. Th. I. S. 142.

mit zwei Jahren der Thränen, der Demüthigungen und der Schmerzen, jetzt, da sie im Begriff war, zu sterben, und ihn von ihrer verhaßten Gegenwart zu befreien, jetzt konnte er wohl Barmherzigkeit üben, jetzt durfte er ihr verzeihen, daß sie mit ihrer dunklen, traurigen Existenz sein Leben getrübt hatte!

Oh nur Einmal noch sehnte sie sich, ihn zu sehen, nur Einmal noch diese wundervollen, großen Augen zu schauen, die für sie der ganze Himmel gewesen waren, nur Einmal noch diese Stimme zu hören, die ihr stets wie die schönste und herrlichste Musik erklungen war!

Aber er war unerbittlich bei all ihrem Flehen, ihrer Sehnsucht! Immer wieder war van Swieten mit traurigem Kopfschütteln zu ihr zurückgekehrt, und hatte gesagt: „Der Kaiser wagt es nicht zu kommen. Er fürchtet die Ansteckung für die Kaiserin oder seine Geschwister!“ In der Verzweiflung ihrer Sehnsucht hatte Josepha es sogar über sich vermocht, ihre furchtbaren Qualen zu überwinden, sich aufzurichten von ihrem Lager, mit ihren blutenden, zerfetzten Händen die Feder zu nehmen, ihre geschwollenen, schwarz unterlaufenen Augenlieder, ungeachtet der folterndsten Schmerzen, weit aufzuschlagen, und an ihren Gemahl einen flehenden Jammerbrief zu schreiben.

Van Swieten ſelbſt hatte dieſen mit Thränen und Blut befeuchteten Brief zum Kaiſer getragen; als er aber nach kurzer Zeit mit demſelben traurigen Geſicht zurückkehrte, und die frühere Weigerung des Kaiſers wiederholte, da brach Joſepha in ſo laute, herzzerreißende Klagen, in ſo verzweiflungsvolles Wehegeſchrei aus, daß es weithin alle Gemächer und Säle des Schloſſes durchhallte.

Van Swieten, von Grauen und Mitleid ergriffen, fühlte, daß er das Aeußerſte wagen müſſe, um dieſer armen, gemarterten Seele Troſt zu bringen, daß es, da es für ihren Körper keine Rettung und keine Arzenei mehr gebe, jetzt ſeine Pflicht ſei, der Arzt ihrer Seele zu werden!

Mit dem von Joſepha geſchriebenen Briefchen, welches der Kaiſer ihm ſchaudernd zurückgegeben, eilte van Swieten zur Kaiſerin Maria Thereſia. In edler Aufregung, tief ergriffen von den Schmerzen, welche Joſepha an Körper und Seele zu dulden hatte, ſchilderte er der Kaiſerin das Leiden und die Qual der armen Joſepha, und beſchwor ſie, des Kaiſers Mitleid zu erbitten, ihn zu vermögen, daß er die letzte Sehnſucht dieſer armen Seele befriedigen, und ihr Verſöhnung und Ruhe bringen ſolle.

Die Kaiserin hatte dem edlen Arzt, dem langjährigen Vertrauten ihrer Familie, tiefbewegt zugehört. Thränen des Mitleids standen in ihren Augen und glitten langsam über ihre erbleichten Wangen nieder.

Und der Joseph will nicht zu ihr gehen, weil er fürchtet die Ansteckung weiter zu tragen in der Familie? fragte Maria Theresia, als der Arzt schwieg.

Ja, Majestät, er fürchtet für Ew. Majestät und die Erzherzoginnen.

Nun, für mich braucht er nicht fürchten, und von den Erzherzoginnen kann er sich fern halten, rief Maria Theresia. Aber ich weiß wohl, was seines Herzens innerste Meinung ist, weiß, daß er die Josepha haßt und daß es der Haß ist, welcher aus ihm spricht. Er hat ein kaltes, störrisches Herz, und er will's ihr selbst im Tode nit verzeihen, was sie ihm Böses gethan!

Und sie wird nicht sterben können, bevor sie ihn gesehen, sagte der Arzt traurig. Es ist, als klammere sich ihre Seele mit Gewalt an ihren Körper an, der schon die Spuren des Todes und der Verwesung an sich trägt, als zwinge sie den Tod ihr fern zu bleiben, bis sie das letzte Ziel ihres Daseins erreicht habe. Oh, es ist ein furchtbarer Anblick, diese zerfallende, verwesende Gestalt

zu ſehen, aus deren Augen die Seele noch mit ſo hellen Feuerblitzen der Verzweiflung herausglüht.

Die Kaiſerin ſchauderte. Komme Er, Swieten, ſagte ſie, ich will den Joſeph wohl zwingen, zu ſeiner armen, ſterbenden Gemahlin zu gehen!

Und mit heftigen, entſchloſſenen Schritten eilte ſie der Thür zu.

Van Swieten wagte es, ſie zurückhalten zu wollen. Wohin wollen Ew. Majeſtät gehen? fragte er. Warum wollen Sie den Kaiſer nicht lieber hierher beſcheiden laſſen, und ihn bitten, zu ſeiner Gemahlin zu gehen? Oh, bleiben Ew. Majeſtät, überlaſſen Sie Sich nicht dieſer aufgeregten Stimmung. Erlauben Sie mir, den Kaiſer hierher zu rufen.

Halte Er mich nicht auf, ſagte die Kaiſerin vorwärts ſchreitend. Ich will nicht zum Kaiſer gehen!

Und was wollen Ew. Majeſtät denn ſonſt thun? fragte van Swieten entſetzt.

Die Kaiſerin, welche ſchon das Vorzimmer durchſchritt, blieb ſtehen, und wandte ihr Antlitz, welches in edler Energie ſtrahlte, dem Arzte zu.

Ich will thun, was meines Amtes und meiner Pflicht iſt, ſagte ſie mit voller, mächtiger Stimme. Ich will

thun, was mir die chriſtliche Liebe und mein eigen Herz gebietet. Ich will zu Joſepha gehen!

Nein, Majeſtät, rief van Swieten, indem er, aller Etiquette zum Trotz, mit ſeinen beiden Händen den Arm der Kaiſerin faßte, und ſie zurück hielt, nein, Sie werden das nicht thun! Sie dürfen Sich nicht dieſer furchtbaren Gefahr ausſetzen, die vielleicht an dem Sterbebette der Kaiſerin Ihrer wartet, Sie ſind es Ihrem Volk, Ihren Kindern ſchuldig, Sich vor jeder Anſteckung zu behüten und zu wahren!

Die Kaiſerin lächelte faſt verächtlich. Doctor, ſagte ſie, woher hat meine Tochter Johanna, welche wir vor acht Tagen begraben haben, dieſe Krankheit bekommen? Woher hat Iſabella, des Joſephs erſte Gemahlin, ſie bekommen? Nicht durch Anſteckung! Denn Niemand hatte die Krankheit vor ihnen im Schloß gehabt. Gott war es, welcher ihnen dieſe Krankheit ſandte, und ſie zu ſich rief, Gott war es, welcher mich bisher vor dieſer Krankheit beſchützte. Wenn er will, daß auch ich ſie erleiden ſoll, ſo braucht es dazu nicht der Anſteckung, ſo kann ich ſie bekommen, wie ſie Johanna und Iſabella bekommen haben, ohne Anſteckung. Gott wachet über uns Allen, laſſe Er uns gehen!

Nein, Majeſtät, nein, rief van Swieten, immer noch

bemüht, die Kaiserin zurückzuhalten. Es ist wahr, Ew. Majestät kann diese furchtbare Krankheit auch ohne Ansteckung bekommen, aber dann ist es der Wille Gottes, nicht die Schuld der Menschen, wie es jetzt meine Schuld sein würde, wenn Ew. Majestät sie an dem Sterbelager der Kaiserin empfinger..

Ich spreche Ihn von dieser Schuld frei, sagte die Kaiserin. Halte Er mich nicht auf, denn ich sage Ihm, es ist meine Pflicht, das arme bejammernswerthe Weib aufzusuchen in ihren Nöthen und in ihrer Todespein. Bin ihr das schuldig in meinem Gewissen, welches mich verklagt, daß ich oft hart und grausam gegen sie gewesen bin, und nicht das Erbarmen mit ihr gehabt hab', welches wir Alle eines Tages in unserer Sterbestund' wünschen werden, mit unsern Nächsten gehabt zu haben. Nein, nein, die Josepha soll nicht einsam und unbeklagt sterben, bin ihr keine gute und zärtliche Mutter im Leben gewesen, will's ihr also wenigstens im Sterben sein!

Aber weshalb wollen Ew. Majestät gehen, da die Kranke gar nicht nach Ihnen verlangt hat! rief van Swieten. Warum —

Auf einmal, wie er seine angstvollen, flehenden Blicke auf das Antlitz der Kaiserin heftete, zuckte er, wie von

jähem Schreck ergriffen, zusammen, und ein Schrei des Entsetzens entfuhr seinen Lippen. Er hatte da auf den Wangen und der Stirn Maria Theresia's diese kleinen dunklen Flecke bemerkt, welche dem scharfen Auge des erfahrenen Arztes sagten, daß die Krankheit, vor welcher er die Kaiserin bewahren wollte, schon in ihr sei, und bald ihre glühenden Purpurmale über ihre ganze Gestalt ergießen werde.

Maria Theresia war selbst viel zu erregt, um die plötzliche, schreckensvolle Erregung van Swietens gewahren zu können.

Wenn die Kranke nicht nach mir verlangt hat, sagte sie nun, so verlange ich nach ihr, und werde also zu ihr gehen. Halte Er mich nicht mehr auf, van Swieten, denn ich sage Ihm, ich will zu ihr gehen, und all Sein Flehen hält mich nicht zurück. Gehe Er aber zum Kaiser, und sage Er ihm, daß die Maria Theresia ihn am Sterbebett seiner Gemahlin erwarte. Ich denk', daß er sich nicht mehr weigern wird, mit Ihm zu gehen! Und jetzt, Doctor, gehe Er, und lasse Er mich gehen! Wir müssen Beide unsere Pflicht erfüllen!

Van Swieten trat von der Thür zurück, deren Ausgang er bis jetzt der Kaiserin versperrt hatte.

Ich halte Ew. Majestät nicht mehr zurück, sagte er

tonlos, gehen Sie zu der kranken Kaiserin. Ich werde den Kaiser auch dahin führen! —

Und mit hastigen Schritten eilte er von dannen, indem er leise vor sich hin murmelte: die eine Kaiserin liegt im Sterben, und noch heute werden wir die andere Kaiserin auf das Krankenlager betten müssen! Oh mein Gott, werde ich wenigstens Kraft haben, diese zu erretten?

Während van Swieten den Kaiser aufsuchte, ging Maria Theresia mit festem, entschlossenem Schritt weiter durch die verödeten Säle und Gemächer, deren unheimliche Stille sie mit Grausen und Entsetzen erfüllte. Aber jetzt ward diese Stille durch lautes Klagegeschrei und Jammern unterbrochen, denn die Kaiserin betrat jetzt das Vorzimmer der Kranken, deren Jammergestöhn das Herz Maria Theresia's mit Entsetzen erfüllte. Einen Moment schien die Kaiserin zu schwanken, und trat zögernd und unentschlossen von der Thür zurück, hinter welcher das grauenhafte Todesächzen ertönte. Aber dann schritt sie muthvoll weiter, und öffnete mit entschlossener Hand die Thür des Krankenzimmers. Mit halb geschlossenen Augen, um nichts zu sehen, und durch nichts, was sie sehen könnte, sich zurückschrecken zu lassen, eilte die Kaiserin vorwärts, gerade zu dem Lager hin, vor welchem

zwei Urſulinerinnen, zwei dieſer muthigen und unverdroſſenen Krankenpflegerinnen, welche van Swieten hierher gebracht, auf ihren Knieen lagen, und leiſe Gebete murmelten. Sie ließen ſich durch das Nahen der Kaiſerin nicht unterbrechen in ihrem frommen Dienſt; da ſie dem Körper keine Hülfe mehr zu bringen vermochten, wollten ſie der Seele den Troſt ihrer Gebete darbringen.

Ob Joſepha dieſen Troſt empfand? Sie hatte vorher laut gewimmert und geklagt, jetzt war ſie ſtill. Sie hatte die Thür ſich öffnen gehört, mit einer letzten, furchtbaren Anſtrengung hatte ſie verſucht ſich emporzurichten, aber ihre Seele hatte ihrem Körper nicht zu gebieten vermocht, und mit einem leiſen Todesächzen war ihr Haupt in die Kiſſen zurückgeſunken. Aber ihre Seele war noch nicht geſtorben, ſie ſtrahlte noch aus ihren Augen, die mit geſpannter, angſtvoller Erwartung der Thür zugewandt waren. Jetzt gewahrte ſie die Kaiſerin, welche an ihr Lager trat, welche, mit dem Muth einer edlen Seele ihr Entſetzen und Grauen überwindend, ſich über ſie neigte, und ſie mit einem Lächeln begrüßte, ſo ſanft und gütevoll, wie Joſepha es niemals früher von ihr empfangen.

Gott ſegne Dich, meine arme Tochter Joſepha!

flüsterte die Kaiserin tiefbewegt. Ich komme zu Dir, um Dir den Segen einer Mutter zu bringen, um mit Dir Gott zu bitten, daß er Deiner armen Seele den Frieden gebe.

Frieden! Frieden! murmelte die Kranke, deren schwarzgeflecktes, blutendes, hochgeschwollenes Antlitz einen grauenvollen Anblick darbot. Auf einmal stieß sie einen gellenden Schrei aus, auf einmal richtete sie sich auf und breitete ihre Arme empor. Er kommt! Er kommt! rief sie, und über ihr entstelltes Antlitz flog etwas wie ein Sonnenstrahl des Glückes hin.

Ja, er war gekommen, er, den sie so lange ersehnt und erwartet, er war gekommen! Wie er von dem Arzt erfahren, daß Maria Theresia selber zu der Sterbenden gegangen, war er fortgestürzt in so rasender Eile, daß der Arzt ihm kaum zu folgen vermochte.

Sich dem Krankenbett seiner Gemahlin nähernd, legte er sanft den Arm um die Gestalt seiner Mutter, und suchte sie zurückzudrängen. Meine Mutter, sagte er flehend, überlassen Sie mir diese Stelle, sie gebührt mir. Sagen Sie meiner Gemahlin Lebewohl, und dann gehen Sie!

Oh, oh, stöhnte Josepha, in ihre Kissen zurücksinkend,

er kommt nicht um meinetwillen, ſondern um ſeiner Mutter willen!

Nein, Joſepha, nein, ſagte Joſeph traurig, ich kam auch um Ihretwillen, und ich bleibe um Ihretwillen.

Und auch ich bleibe, rief Maria Thereſia. Dieſe heilige und große Stunde ſoll vereinen in Liebe, was ſo lange in Mißſtimmung und Irrthum getrennt war. Das Leben iſt ein fortwährendes Suchen und Irren. Auch wir haben geirrt und gefehlt, und wir kommen jetzt, meine Tochter, um von Dir unſere Verzeihung zu erflehen. Fühl's wohl, daß ich oft hart geweſen bin und ohn' Erbarmen! Verzeih's mir, Joſepha, verzeih's mir um der Liebe Gottes willen, den Du bald ſchauen wirſt von Angeſicht zu Angeſicht!

Verzeihen Sie auch mir, Joſepha, ſagte Joſeph tiefbewegt. Laſſen Sie uns in Frieden ſcheiden! Verzeihen Sie mir meine Härte, meine Grauſamkeit, wie ich Ihnen vergeben will, was Sie mir Uebles gethan. Wir waren zwei irrende Unglückliche, welche miteinander das Glück nicht zu finden vermochten!

Nein, flüſterte Joſepha leiſe, nein, ich war nicht unglücklich, denn ich, — ich liebte. Nein, ich bin nicht unglücklich, denn die Liebe ſteht an meinem Lager, und ſie ſchaut mich nicht mehr wie ſonſt mit zürnenden und

verachtenden Augen an, ſondern mit ſanften mitleidsvollen Blicken. Oh, ich werde ſterben unter dieſen Blicken der verſöhnten Liebe! Auch der Tod iſt die Liebe, und er wird jetzt kommen, meine Lippen zu küſſen, dieſe Lippen, welche Niemand ſonſt küſſen mochte. Oh, der Tod wird mein erſter Geliebter ſein, und ich werde in ſeliger Umarmung mich an ihn ſchmiegen. Er wendet ſich nicht von mir, Er nicht, denn der Tod iſt die Liebe und das Erbarmen! Der Tod wird von meinem Antlitz dieſe häßliche, abſcheuliche Maske wegnehmen, welche das Leben mir angeheftet hat, der Tod wird meiner Seele ihre Schönheit wiedergeben, und dann wird Joſeph mich auch lieben, und dann wird er mein gedenken und ſich mir verſöhnen, denn der Tod iſt die Verſöhnung! Er kommt! Ich fühle ſchon ſeinen Kuß! Lebewohl, Joſeph! Der Tod iſt die Liebe und die Verſöhnung! Lebewohl!

Lebewohl, Joſepha! flüſterten Joſeph und Maria Thereſia zu gleicher Zeit.

Eine bange fürchterliche Pauſe trat ein, dann ein banges, ſchmerzvolles, zuckendes Aufathmen, und wieder war Alles ſtill!

Sie iſt erlöſt! ſagte van Swieten, indem er an die andere Seite des Lagers trat. Möge ihre Seele in Frieden ſcheiden!

Die Urſulinerinnen begannen die Todesgebete, Maria Thereſia, das Antlitz überfluthet von Thränen, faltete ihre Hände und wiederholte leiſe die heiligen Worte der frommen Schweſtern. Auf einmal ſtieß ſie einen Schrei aus, und ſank, rückwärts taumelnd, in die Arme des Kaiſers.

Meine Mutter, meine theure Mutter! rief Joſeph entſetzt.

Van Swieten legte leiſe ſeine Hand auf des Kaiſers Schulter. Still, Majeſtät, ſtill, ſagte er feierlich. Stören wir nicht die Ruhe der beiden Kaiſerinnen. Jene dort hat ausgelitten, dieſe hier wird noch viel zu leiden haben. Möge Gott uns gnädig ſein, und meiner Wiſſenſchaft Kraft geben, Maria Thereſia dem Tode zu entreißen!

Dem Tode? rief Joſeph entſetzt.

Ja, dem Tode! ſagte van Swieten. Die Kaiſerin hat die Pocken*)!

---

*) Die Kaiſerin Joſepha ſtarb am 28. Mai 1767, neun und zwanzig Jahre alt. Die Pocken, denen ſie erlag, waren in ihrem edlen Körper mit einer ſo furchtbaren Heftigkeit ausgebrochen, daß, wie Wraxall erzählt, „einzelne Theile ihres Körpers ſchon vor ihrem Tode in Verweſung und Fäulniß übergingen.“ Auch erfolgte nach dem Tode die Auflöſung ſo ſchnell, daß es unmöglich war, die Leiche, wie das ſonſt bei den Leichen der Kaiſerfamilie geſchah, einzubalſamiren, und vor dem Publikum zur Schau auszuſtellen. Man war genöthigt, die Leiche ſofort in Leinen einzunähen, und nur der geſchloſſene Sarg konnte öffentlich ausgeſtellt werden. Da-

her verbreitete sich namentlich in Baiern, wo man wußte, wie unglücklich Kaiser Joseph mit seiner Gemahlin lebte, die Sage, die Kaiserin Josepha sei gar nicht gestorben, sondern heimlich in ein Kloster gebracht, und nur zum Schein habe man sie beerdigt. Viele Leute glaubten noch nach langen Jahren, daß sie noch lebe, ja es gab Leute, welche die Kaiserin Josepha als Nonne in einem Kloster in Baiern wollten erkannt haben. Karoline Pichler Denkwürdigkeiten. Th. I. S. 142.

VII.

Die Spiegel.

Sechs bange Wochen waren vergangen, sechs Wochen der Traurigkeit, der Angst und Sorge, nicht blos für das Kaiserhaus, sondern für ganz Wien, für ganz Oesterreich! Wie ein verheerender Sturmwind war durch ganz Oesterreich die Kunde dahin gebraust: „die Kaiserin hat die Pocken! Die Kaiserin ist in Todesgefahr!" Ueberall hatte man sie mit Wehklagen und Thränen aufgenommen, überall harrte man mit banger Trauer auf Nachrichten aus dem Kaiserschloß, wo van Swieten und von Störk, die beiden Leibärzte der Kaiserin, Tag und Nacht an dem Lager der Kranken weilten, alle Mittel ihrer Wissenschaft aufwendend, um das Leben Maria Theresia's dem Tode abzuringen. Aus allen Provinzen sandte man Deputationen nach der Hauptstadt, um dem jungen Kaiser das Beileid und die Sympathieen der Unterthanen

zu verſichern, und Tauſende von Menſchen umlagerten zu allen Zeiten des Tages die Kaiſerburg, um die Erſten zu ſein, welche die Bulletins empfingen, die van Swieten vier Mal des Tages über das Befinden der Kaiſerin ausgab.

Endlich war die Gefahr vorüber, endlich nach ſechs Wochen der Krankheit konnte van Swieten das Schloß wieder verlaſſen, und in ſeine eigene Wohnung zurückkehren, denn die Kaiſerin war geneſen, und keine Nachtwachen und keine Bulletins waren mehr nöthig!

Ja, die Kaiſerin war geneſen! Auf den Arm des Kaiſers geſtützt, umjauchzt von ihren Kindern, welche Alle ſie anſchaueten mit freudeſtrahlenden Blicken und lächelnden Purpurlippen, verließ Maria Thereſia heute zum erſten Mal ihr graues, trauriges Wittwenzimmer, und durchſchritt, ihre Kräfte prüfend, die Reihe der Gemächer, welche der Kaiſer zu ihrem Empfang ganz neu und mit wahrhafter Pracht hatte ausſchmücken laſſen.

Maria Thereſia dankte ihrem Sohn mit einem zärtlichen Lächeln für dieſe zarte Aufmerkſamkeit, die ſo wenig mit Joſephs ſparſamem und prunkloſem Sinn übereinſtimmte, und ihr ein um ſo ſchönerer und rührenderer Beweis war, wie gern der Kaiſer bemüht geweſen, ſeiner *Mutter in ihrem* Sinn eine Ueberraſchung zu bereiten.

Sie wollte ihm daher auch beweiſen, wie ſehr ſie ſich dieſes koſtbaren und herrlichen Arrangements freue, wie ganz alle dieſe ſchönen Dinge ihrem Geſchmack entſprächen. Sie bewunderte die koſtbaren türkiſchen Teppiche der Fußböden, die herrlichen Gobelins der Wände, die Tiſche von duftenden Hölzern geſchnitzt, oder ausgelegt mit Edelſteinen und florentiniſcher Moſaik, die prachtvollen Meubles mit goldgeſticktem Sammet überzogen, die herrlichen Luſtres von Bergcryſtall und Gold, und all dieſe vielen zierlichen und koſtbaren Kleinigkeiten, welche hier und dort auf den Etagèren und Conſolen umherſtanden.

Wahrlich, mein Sohn, ſagte die Kaiſerin, als ſie ſich, im Begriff in ihr Wohnzimmer zurückzukehren, noch einmal nach der Reihe der ſchönen, von Gold und Edelſteinen, von Kryſtall, Sammet und Seide ſchimmernden Säle umſchauete, wahrlich, mein Sohn, Du haſt mir da mit dem Zartſinn und Geſchmack einer Frau meine Zimmer ausgeſchmückt, und es iſt ſchön und herzig, daß Du Alles ſelbſt beſtimmt und ſelbſt ausgewählt und angeordnet haſt, ſo ſinnig und prächtig, daß es ein Vergnügen und eine Freude iſt! Nur Eins hat der Herr Sohn vergeſſen, und daran zeigt er grad recht, daß er doch keine Frau iſt, ſondern ein rechter Mann.

Eins habe ich vergeſſen, Majeſtät? fragte Joſeph.

Ja, mein Sohn, und zwar Eins, welches eine Frau nimmer vergeſſen haben würde, die Spiegel!

Die Spiegel! rief Joſeph erſchrocken. Ja in der That, Ew. Majeſtät haben Recht, die Spiegel habe ich vergeſſen! Aber ich werde dieſes Verſehen, um welches ich Ew. Majeſtät tauſend Mal um Verzeihung bitte, wieder gut machen. Die ſchönſten venetianiſchen Spiegel ſollen in einigen Wochen ſchon dieſe Gemächer hier zieren!

Die Kaiſerin hatte, während Joſeph ſprach, ihn mit feſten, ſcharfen Blicken angeſchaut, und ſehr wohl ſeine Befangenheit und Verlegenheit bemerkt; jetzt wandte ſie langſam das Auge zu ihren Töchtern hin, und ſah wie plötzlich das Lächeln von ihren Lippen gewichen war, wie ſie mit niedergeſchlagenen Augen, ſichtbar befangen, ihr gegenüber ſtanden.

In einigen Wochen erſt ſoll ich meine Spiegel haben! ſagte Maria Thereſia nach einer Pauſe. Es ſcheint, mein Sohn, Du hältſt mich für wenig eitel, daß Du vermeinſt, ich könnte Wochen lang der Spiegel entbehren, und der Freude, mein eigen Antlitz zu ſchauen. Denk doch, die böſen Pocken werden Reſpect gehabt *haben vor* dem Antlitz einer Kaiſerin, und ſie werden es

nit gewagt haben, ihre bösen Schriftzeichen auch über meine Wangen zu ziehen! Nicht wahr, meine kleine Marie Antoinette, man sieht nichts von den Pocken mehr in meinem Angesicht?

Die junge Erzherzogin schreckte zusammen bei dieser Frage, und hob langsam ihre großen Augen zu ihrer Mutter empor. Meine gnädige Mama ist immer noch so schön, als sie war, sagte das Kind mit bewegter, zitternder Stimme.

Und Ew. Majestät werden für uns auch dann noch schön sein, wenn das Alter längst schon seine Schriftzeichen und Runzeln durch Ihr Antlitz gezogen, sagte Joseph mit innigem Ton. In den Herzen Ihrer Kinder wird auch dann noch das schöne, strahlende Bild unserer Erinnerungen nicht verbleichen, welches uns unsere edle, erhabene Mutter im Glanz der Schönheit, der Jugend und Anmuth zeigt! Eine edle, angebetete Mutter bleibt für ihre Kinder immer jung und schön!

Die Kaiserin erwiderte nichts; sie verabschiedete mit einem freundlichen Kopfnicken ihre Kinder, und trat dann in ihr Wohnzimmer zurück. Mit hastigen Schritten, verloren in tiefe Gedanken, ging Maria Theresia einige Mal auf und ab, dann näherte sie sich entschlossen der Wand, wo zwischen den beiden Fenstern des Gemaches

ſonſt der große venetianiſche Spiegel ſich befand. Man hatte, einem alten Aberglauben zufolge, welcher verbietet, die Spiegel in der Nähe gefährlich Kranker unbedeckt zu laſſen, auch dieſen Spiegel hier verhüllt, und ein ſchwerer ſeidener Vorhang verbarg ihn jetzt. Die Kaiſerin ſchob mit entſchloſſener Hand den Vorhang bei Seite, aber hinter demſelben fand ſie nicht den erwarteten Spiegel, ſondern ein lebensgroßes, meiſterhaftes Portrait ihres ſo heiß geliebten, ſo tief betrauerten Gemahls, des Kaiſers Franz.

Die Kaiſerin ſtieß einen Schrei der Ueberraſchung aus, und ſchaute lange und mit einem ſeligen Lächeln zu dem Bilde empor. Gott grüß Dich, mein Franzel, mein großer Kaiſer, flüſterte ſie. Schauſt mich ſo freundlich und ſo herzig an, wie Du's allzeit im Leben gethan. Haſt nimmer für mich ein anderes Geſicht und einen andern Ausdruck gehabt, und wirſt Dich auch jetzt mir nicht ändern, wenn ich auch nimmer mehr Deine ſchöne und ſchmucke Maria Thereſia bin, ſondern ein häßliches, altes Weib, dem ſie die Spiegel fortnehmen müſſen, damit ſie nit erſchrickt vor ihrer eigenen Fratz! Schau mich an mit Deinen lieben glänzenden Augen, mein herziger Franzel, ſie ſind mir immer der beſte Spiegel geweſen, und in ihnen hab' ich mein beſtes und

hönſtes Liebesglück erſchaut. Deine Augen ſind er-
ſchen, der Spiegel meines Glückes iſt erblindet, und
it ihr meine Jugend und meine Schönheit! 'S hat
inen Werth für mich, denn ſeit Du nicht mehr an
einer Seite biſt, mein Franzel, iſt Deine Maria The-
ſia keine Frau mehr, ſondern nur noch eine Kaiſerin,
nd die werd' ich ſchon bleiben können, wenn auch die
ocken mein Antlitz verunſtaltet haben!

Aber ich will's wiſſen, wie ich ausſchau, ſagte ſie,
on dem Bilde zurücktretend. Will's ihnen Allen zeigen,
aß ich nicht ſo feig und ſo eitel bin, wie ſie ver-
einen!

Sie trat zum Tiſch und ſchellte mit der goldenen
andklingel. Sofort öffnete ſich die Thür des Neben-
emaches, und Charlotte von Hieronymus trat ein. Die
aiſerin begrüßte ſie mit einem freundlichen Kopfnicken.
s iſt Zeit zur Toilette, ſagte ſie unbefangen, will
eut wieder einmal en famille mit dem Kaiſer und
einen übrigen Kindern ſpeiſen, und da wird's nöthig
in, einmal wieder ein wenig Sorgfalt auf die Toilett'
u verwenden. Laß uns alſo in's Toilettenzimmer gehen.

Die Kammerfrau verneigte ſich ſchweigend und öff-
ete die Thüren. Die Kaiſerin trat ein. Da lagen
hon ihre Gewänder bereit, und Alles was zu ihrer

Toilette gehörte, da standen schon die Kammerfrauen und Garderobenjungfern, ihres Dienstes gewärtig, und Charlotte von Hieronymus griff mit geschäftiger Eile nach den Kämmen, und stellte sich auf ihren Fußschemel hinter dem hochlehnigen Armstuhl, den die Kaiserin sonst immer beim Frisiren eingenommen, und vor welchem ein großer stehender Toilettenspiegel sich befand.

Man hatte, vielleicht nicht ahnend, daß die Kaiserin heute schon hierher kommen werde, den Spiegel im gänzlichen Vergessen seiner hohen Bedeutsamkeit und Würde als eine Art Garderobenhalter benutzt, und Kleider und Shawls, Mantillen und Hauben darüber geschlagen, so daß gar nichts von seinem Glase zu sehen war. Die Kaiserin sah das und lächelte.

Jetzt endlich werde ich also doch mich von Angesicht zu Angesicht sehen können, sagte sie zu sich selbst, indem sie sich auf dem Lehnsessel niederließ.

Die kleine Kammerfrau nahm den Kamm, und ließ ihn traurig und seufzend durch das kurze, verschnittene Haar der Kaiserin gleiten, die übrigen Kammerfrauen standen in ehrfurchtsvollem Schweigen da, und erwarteten irgend ein Wort, eine Frage der Kaiserin. Aber Maria Theresia, welche es sonst liebte, während des Haarkämmens sich von ihren Frauen ein wenig von der

chronique scandaleuse des Schloſſes und der Stadt erzählen zu laſſen, Maria Thereſia blieb heute ſtumm. Sie blickte nur zu dem Spiegel hin, und begann langſam und wie von Ungefähr mit dem Fuß die darüber hingeworfenen Gewänder ein bischen bei Seite zu ſchieben, dann, ſich ihrer eigenen Zaghaftigkeit vielleicht ſchämend, ſtreckte ſie den Arm aus, und ſchob mit einem raſchen Griff die Gegenſtände von dem Spiegel fort.

Aber, — kein Spiegel zeigte ihr ihre Geſtalt! Nichts als eine leere, weiße Holztafel war da zu ſehen! Die Kaiſerin ſtieß einen Ruf des Unwillens aus, und wandte ſich zürnend zu ihrer Friſeurin um.

Charlotte von Hieronymus indeß ſtand nicht mehr hinter ihr, ſie lag vor ihr auf den Knieen, und ihr bleiches, angſtvolles Antlitz zu ihrer Herrin erhebend, flehete ſie: Gnade, Majeſtät, Gnade! Ich allein bin die Schuldige! Ich allein habe dieſes Unglück angerichtet!

Was für ein Unglück denn? fragte die Kaiſerin.

Ich habe den Spiegel zerſchlagen, Majeſtät! Im Finſtern bin ich dagegen gerannt, daß er umfiel, und das Glas in tauſend Stücken zerſchlagen und zerſprungen war. Oh verzeihen mir Ew. Majeſtät dieſe große Ungeſchicklichkeit.

Umgeworfen haſt Du den ſchweren Spiegel? fragte

die Kaiſerin. Das muß ein großes Gepolter gegeben haben! Wundre mich nur, daß ich gar nichts davon vernommen hab'! Bin doch ſeit Wochen nicht aus dem Zimmer dicht hier nebenbei fortgekommen!

Es war grade in der Zeit, als Ew. Majeſtät ſo ſehr krank waren, und in ſchweren Fieberphantaſieen lagen. Da hörten und wußten Ew. Majeſtät nicht, was um Sie her vorging.

So lang alſo iſt's ſchon her, Charlotte, daß Du den Spiegel zerſchlugſt, rief die Kaiſerin. Schon drei Wochen! Du hätteſt, mein' ich, da doch Zeit gehabt, den Spiegel wieder machen zu laſſen?

Charlotte ſchlug vor den ſcharfen, forſchenden Blicken der Kaiſerin das Auge zu Boden. Halten zu Gnaden, kaiſerliche Majeſtät, flüſterte ſie, aber ich dacht', Ew. Majeſtät würd's gar nicht gewahr werden, daß der Spiegel fehlt. Ew. Majeſtät haben ſonſt niemals mehr nach Ihrer Toilette geſchaut, und immer war ſonſt ſo wie heute der Spiegel verhangen, ohne daß Ew. Majeſtät darauf geachtet haben!

Es iſt genug des Spiels und der Verſtellung, ſagte Maria Thereſia unwillig. Haſt Deine Rolle gut gelernt und gut geſpielt, Charlotte, aber Ihr ſollt nicht denken, daß ich's nicht merk', daß Ihr mit mir Comödie

ſpielt. Steh' auf, mein Kind, und ſetz' mir hurtig die Krepphaube wieder auf, und dann geh' und hole mir einen Spiegel!

Einen Spiegel, Majeſtät? fragte Charlotte verwundert.

Nun ja doch, einen Spiegel!

Aber wo ſoll ich den herbekommen, Majeſtät? Ich habe keinen Spiegel!

Nun, ſo gehe Eine von Euch da, und hol' mir einen Spiegel, rief die Kaiſerin ungeduldig. Ich ſag' Euch, ich will einen Spiegel haben, und ich verbiete Euch Allen, mir noch weitere Einwände zu machen! Geh' Sie hinaus, Sophie, und ſag Sie den Kammerhuſaren, ſie ſollen mir ſofort einen Spiegel in mein Wohnzimmer ſchaffen! Sollen einen aus der untern Etage, wo ich ſonſt gewohnt, heraufſtragen. Denk' doch, daß man dort die Spiegel nicht auch alle wird zerſchlagen und zerſchmiſſen haben. Eil' Sie ſich, Sophie, und beſorg' Sie meinen Auftrag! In einer Viertelſtund' komm ich in das Zimmer da zurück, und dann muß der Spiegel dort ſein. Jetzt geh' Sie hinaus, Sophie, und Du, Charlotte, mach' ſchnell, daß ich fertig werd'! S'iſt, denk' ich, jetzt nicht ein ſo ſchwierig Ding mehr mit

meiner Toilette, und es koſtet Dir jetzt keine Thränen mehr, mein Haar in Ordnung zu bringen!

Ach, ich wollt', es koſtete mich noch die Thränen, die ich ſonſt geweint, flüſterte Charlotte. Wollt', daß ich immer nur darüber zu weinen hätte, daß ich zu ungeſchickt ſei, Ew. Majeſtät ſchönes Haar in Ordnung zu bringen, und nicht darüber weinen müßt, daß dies ſchöne Haar nicht mehr zu ordnen iſt.

Und es hat Dir doch manche böſe Stunde gemacht, armes Kind, rief die Kaiſerin. Auch ſollſt Du Dich freuen, daß das Haar fort iſt, und Deiner flinken und zierlichen Hände entbehren kann, denn das Haar, was Du mir abgeſchnitten, macht Dich jetzt frei! Haſt mich oft gebeten um Deinen Abſchied! Heut geb' ich ihn Dir, und meine Einwilligung auch, den Hofrath von Greiner zu heirathen. Ich ſelbſt beſorg' die Ausſteuer, und will Deine Brautführerin ſein!

Das Fräulein von Hieronymus neigte ſich über die dargereichte Hand der Kaiſerin, und bedeckte ſie mit ihren Thränen und ihren Küſſen, und flüſterte Worte des innigſten Dankes für die große Gnade und Güte der Kaiſerin.

Maria Thereſia nickte ihr lächelnd zu, und ließ dann mit vollkommener Ruhe und Gelaſſenheit ihre Toilette

vollenden. Das Heirathenſtiften gehörte zu den großen Vergnügungen der Kaiſerin, und ſie fühlte ſich daher jetzt ganz erheitert und erfriſcht durch dieſe Ehe, welche ſie ſo eben geſtiftet hatte.

In einer Viertelſtunde war die einfache, ſchmuckloſe Trauerkleidung der Kaiſerin vollendet, und Maria Thereſia näherte ſich der Thür, um in ihr Wohnzimmer zurückzugehen.

Wie ſie vor der Pſyche vorbeiging, wandte ſie ſich noch einmal lächelnd zu Charlotten hin. Den Spiegel da ſchenk ich Dir auch zur Ausſteuer, ſagte ſie. Werd' Dir ein ſchönes, helles Glas hinein ſetzen laſſen, und das ſoll Dich immer daran erinnern, wie meiſterlich ſchön Du heute geſpielt und Dich als Schauſpielerin bewährt haſt. Aber hör', mein Kind, mit Deinem Mann ſpiel' nimmer Comödie, ſondern ſei allzeit wahr mit ihm. Eine gute Ehe ſoll ſelber ſein wie ein Spiegelglas ſo rein und klar, kein Hauch einer Lüge ſoll darüber hinfliegen, ſonſt wird es trübe und dunkel. Daran gedenk, wenn Du den Spiegel anſiehſt. Die Wahrheit iſt allzeit ein groß und herrlich Ding, und man muß ihr in's Antlitz ſchauen können im Guten, wie im Böſen. So will denn auch ich jetzt hingehen, und die Wahrheit ſchauen!

Sie öffnete haſtig die Thür, und trat in das anſtoßende Gemach ein. Man hatte den Befehlen der Kaiſerin Genüge geleiſtet. Da drüben an der Wand war ein Spiegel aufgeſtellt worden.

Maria Thereſia näherte ſich ihm mit entſchloſſenen Schritten, aber ſie fühlte doch, wie ihr Herz hämmerte und klopfte, und ganz unwillkührlich ſchlug ſie das Auge zu Boden, je mehr ſie ſich dem Spiegel näherte. Jetzt ſtand ſie dicht vor demſelben, jetzt war der Moment der Entſcheidung gekommen!

Langſam hob die Kaiſerin den Blick empor, und richtete ihn auf das Spiegelglas. Dann ſtieß ſie einen Schrei aus, und taumelte entſetzt von dem Spiegel zurück. Sie hatte da ein ihr vollkommen fremdes, von Narben zerfetztes, bleiches, entſtelltes Antlitz geſehen, deſſen farbloſe, verzerrte Lippen, deſſen krampfhafte, harte Züge ihr Grauen und Entſetzen einflößten.

Aber Maria Thereſia überwand mit der Kraft ihrer ſtolzen und energiſchen Seele dieſen erſten, zerſchmetternden Eindruck, und trat wieder zu dem Spiegel hin. Sie zwang ihre Augen, unverwandt hinzuſchauen auf dieſes fremde, fürchterliche Bild, das ſie da anſtarrte mit dem Ausdruck des Schreckens und Entſetzens, und ſich zu gewöhnen an dieſe fremden, nie geſehenen Züge.

Muß doch Bekanntſchaft machen mit der häßlichen Fratz' da, ſagte die Kaiſerin ganz laut zu ſich ſelber, muß es mir doch einprägen, daß ich es bin, der die häßliche Larv' da gehört, ſonſt könnt' ich's doch eines Tags vergeſſen, und wenn mich das fremde Geſicht da aus irgend einem Spiegel anſchaut, voll Grauen rufen: „ſchafft mir das häßliche, alte Weib da fort!" Muß es alſo lernen, daß ich ſelber das Weib bin, und daß es Gott gefallen hat, mir für die ganze Lebenszeit die gräuliche Maske da vor mein Antlitz zu legen!

Und indem die Kaiſerin ſo ſprach, ſchaute ſie mit prüfenden, ernſten Blicken in den Spiegel hinein. Dann nickte ſie ihrem Spiegelbild lächelnd zu.

Nun Du Alte da drin, jetzt haben wir Bekanntſchaft gemacht, ſagte ſie. Von heut' an müſſen wir verſuchen, gute Freundinnen zu werden, und uns mit einander einzurichten im Leben. Verſprech Dir, daß ich mir Müh' geben will, Dein häßlich Geſicht zu verſchönern, nicht mit Schminken und Toilettenkünſten, ſondern mit edlen und ſchönen Thaten. Wenn Du groß und ſchön handelſt, wird es die Welt Dir wohl verzeihen und vergeſſen, daß Du gar ſo häßlich biſt, und wenn ſie von Dir ſagen, daß Du ein garſtig, häßlich altes Weib biſt, ſo ſollen ſie doch geſtehen müſſen, daß

Du eine gute, und — nun in dieſer Stunde dürfen wir Beid' uns wohl ein wenig loben, — eine große Kaiſerin biſt!

Du aber, mein Franzel da oben, fuhr die Kaiſerin fort, indem ſie von dem Spiegel fort zu dem Bilde des Kaiſers trat, Du ſei froh, daß es Dir nit beſchieden iſt, noch der Gemahl Deiner alten entſtellten Maria Thereſia zu ſein. Jetzt bin ich's zufrieden, daß Du nicht mehr an meiner Seite biſt. Denn um Deinetwillen, mein ſchöner großer Kaiſer, um Deinetwillen würd' es mich grämen, daß Dein Weib zu einer ſo häßlichen Fratz' verzaubert iſt, und daß ich, obwohl ſie mich die mächtige Kaiſerin nennen, doch das alte, garſtige Weib nit' von Deiner Seite jagen könnt'! Um Deinetwillen würd's mich grämen, Franzel! Nun Du nicht da biſt, was iſt's da weiter! Die Hofleut' werden's mir doch nit ſagen, daß ich häßlich bin, und meine Kinder werden es der Mutter wohl vergeben, und mich auch ferner lieben! Schlaf alſo ruhig weiter, mein Franzel, ich ſchau zu Dir empor, und an meinen Augen wirſt Du mich doch erkennen. Die Augen ſind dieſelben blieben, und aus den Augen ſchaut die Seele! Schlaf, mein Franzel! Wenn wir da droben Beid' erwachen, wird der Tod ſchon die häßliche Larv' von

meinem Antlitz genommen haben, und es wird wieder die ewig junge Maria Thereſia da ſein, welche Du kennſt und liebſt! Bis dahin, Lebewohl, mein großer Kaiſer! Muß erſt mein Tagewerk zu Ende führen, ehe ich bei Dir ausruhen kann! Und jetzt muß die Kaiſerin ein wenig verſuchen, die Frau zu tröſten!

Und die Kaiſerin durchſchritt wieder das Zimmer, und öffnete die Thür, hinter welcher die Kammerfrauen in banger Erwartung des Rufes der Kaiſerin harrten. Sie waren erſtaunt, Maria Thereſia's Antlitz vollkommen ruhig und gelaſſen zu finden, nicht den kleinſten Zug von Mißmuth oder Zorn auf ihrer Stirn zu leſen.

Man ſage dem Haushofmeiſter, daß er ſogleich in allen meinen Zimmern Spiegel aufſtelle, ſagte die Kaiſerin. Es können ſolche aus der erſten Etage genommen werden, bis die neuen Spiegel, welche der Herr Kaiſer beſtellt hat, angekommen ſind. Der Haushofmeiſter ſoll die größten und ſchönſten Spiegel auswählen, und ſie heute noch hier herauf beſorgen. Der Kammerhuſar Guſtav ſoll zum Kardinal Migazzi gehen, und Sr. Eminenz vermelden, daß ich morgen dem lieben Herrgott in der Stephanskirch' mein Dankgebet darbringen, und mich zu Fuß dahinbegeben werd', damit Jedermann mich an-

ſchauen und ſehen kann, und ich in Demuth und Freuden inmitten meines Volkes mich befinde. Auch ſoll man zu Sr. Durchlaucht dem Fürſten Kaunitz gehen. Ich laß den Fürſten bitten, morgen nach der Meß' zu mir zu kommen! Und jetzt öffnet mir wieder die Thüren und Fenſter, und laſſet die friſche, reine Gottesluft zu mir einſtrömen! Bin wieder geſund und will mich wieder des Lebens freuen!

VIII.

Die geneſene Kaiſerin.

Von der Frühe des nächſten Morgens an war auf den Straßen Wiens eine ungewöhnliche Bewegung, eine freudige Aufregung der ſich drängenden Menſchenmaſſen bemerkbar. Ganz Wien hatte getrauert um die Krankheit der Kaiſerin, ganz Wien wollte ſich jetzt ihrer Geneſung freuen. Der Kirchgang, den Maria Thereſia in frommer demüthiger Dankbarkeit gegen Gott unternehmen wollte, ſollte für ſie zu einem glänzenden Triumph werden, den ihr die Liebe und Freude ihrer Unterthanen bereitete. Die Kaiſerin hatte dies vermeiden wollen, und gerade deshalb erſt am Tage zuvor ihre Abſicht, den Dom von St. Stephan zu beſuchen, kund gethan. Aber mit Windesſchnelle hatte dieſe Nachricht ſich durch ganz Wien verbreitet, und alle Behörden, alle Stände, alle Corporationen und Brüderſchaften, alle Schulen und

Collegien hatten ohne Aufforderung und Ruf beſchloſſen, den Kirchengang der Kaiſerin als einen Feſttag zu begehen. Mit flatternden Fahnen und ſinnigen Emblemen zogen die Bürgerſchaften und Gewerke daher, und ſtellten ſich in den Straßen auf, durch welche die Kaiſerin daher kommen mußte, und neben den Bürgern ſtanden in langen Reihen die geputzten, jauchzenden Kinder der Erziehungsanſtalten und Waiſenhäuſer, welche die Großmuth der Kaiſerin in's Leben gerufen. Hinter dieſem beweglichen Spalier ſtand ganz Wien in buntem Gemiſch. Vornehm und Gering, Arm und Reich befand ſich da in größter Vertraulichkeit nebeneinander, denn der Adel wollte an dieſem Tage beweiſen, daß auch er ſich zu dem Volk der Kaiſerin zähle und miſchte ſich froh und jauchzend unter das frohe Gedränge. Für eine kurze Stunde hatte aller Unterſchied der Stände, der Confeſſionen, der Geſinnungen aufgehört, Jeder fühlte ſich nur als der Mitgenoſſe des Andern in ſeiner Freude und Luſt. Mit Blumen und Guirlanden geſchmückt waren alle Häuſer, Fahnen flatterten aus den Fenſtern, und auf den Straßen machten die wundervoll in, vielfarbigen Seidenzeugen geputzten Narren der Innungen ihre Luftſprünge und Purzelbäume. Auf einmal begannen die Glocken zu läuten, und tauſendſtimmiges Echo ſchallte

von der Herrengaſſe her. Es ſagte dem freudetrunkenen jauchzenden Volk, welches die ganze Freiung, den Hof, die Bognergaſſe und den Graben anfüllte, daß jetzt die Kaiſerin das Schloß verlaſſen, daß ſie die Herrengaſſe heraufſchreite. Und jetzt kam ſie daher um die Ecke der Straße; gelehnt auf den Arm des Kaiſers Joſeph, gefolgt von ihren beiden andern Söhnen und ſieben Erzherzoginnen, ſchritt ſie mit ſtolzem, feſtem Gang die Straße entlang. Es war ein wundervoller Anblick, dieſe hohe, prachtvolle Geſtalt zu ſehen, umgeben von zehn blühenden Kindern in der Fülle der Geſundheit, Schönheit und Jugend, welche mit leuchtenden, freudeſtrahlenden Augen auf ihre Mutter hinſchaueten, und dem Volk mit einem glücklichen Lächeln dankten für die Jubelrufe, mit welchen es jeden Schritt der kaiſerlichen Familie begleitete.

Eine unnennbare Freude, eine ſelige Luſt füllte die Bruſt der Kaiſerin, und ſtrahlte in hellen Liebesflammen aus ihren Augen. Maria Thereſia hatte wohl Recht gehabt, ihre Augen waren doch dieſelben geblieben, und aus dieſen Augen ſtrahlte jetzt eine ſo ſchöne, erhabene, reine Seele, daß davon ihr ganzes Antlitz wie von einer Glorie der Schönheit übergoſſen ward. Zu dieſer Stunde war die Kaiſerin nicht „das häßliche alte Weib," wie

ſie ſich geſtern ſelber benannt, ſondern die glückſelige, ſtolze, triumphirende Kaiſerin, welche die Huldigungen eines jauchzenden, freudetrunkenen Volkes empfing; zu dieſer Stunde war ſie auch nicht die trauernde Wittwe ihres Gemahls; vergeſſen waren alle Schmerzen, alle Thränen, vergeſſen aller Kummer der Vergangenheit, und nur als eine glückliche, ihrem Volke, ihren Kindern und dem ſonnigen Leben wiedergegebene Geneſene fühlte ſich die Kaiſerin. Mit ſolchem Gefühl ſank ſie inmitten ihres Volkes im Dom zu St. Stephan vor dem Altar auf ihre Kniee nieder, und dankte Gott für die Freude dieſer Stunde, und gelobte ſich ſelber, in treuer Pflichterfüllung und nie ermüdendem Eifer für das Wohl des Volkes dieſem die Liebe und Anhänglichkeit, welche es ihr heute bewieſen, zu vergelten.

Erſchöpft, todesmatt von ſo viel Aufregung und Rührung, glühend erhitzt von der Gluth der heißen Juliſonne, die während des ganzen Weges durch die Straßen auf ihren Scheitel gebrannt, kehrte Maria Thereſia endlich in ihre Gemächer zurück. Die Kammerfrauen eilten herbei, die Gebieterin ihrer ſchweren Gewänder zu entkleiden, und ihr das feuchte Haar zu trocknen. Aber Maria Thereſia wehrte ſie zurück.

Laßt mich, ſagte ſie, will mich kühlen und trocknen

auf meine Weiſe. Die Luft verſteht es beſſer, als Ihr Alle, und iſt weicher, als alle Eure Tücher. Oeffnet mir die Thüren und Fenſter des Zimmers, und ſetzet mir meinen Stuhl da in der Mitten hin, da will ich mich kühlen.

Aber Majeſtät wollen gnädigſt bedenken, daß Sie krank geweſen, wagte eine der Damen zu bemerken. Dieſe Zugluft könnte Ew. Majeſtät ſchädlich ſein!

Weiß nicht, was Ihr zimperlichen Dinger Zugluft zu nennen beliebt, ſagte die Kaiſerin, indem ſie ſich behaglich auf dem Lehnſtuhl niederließ, und mit einem unendlichen Wonnegefühl den Wind ihr feuchtes aufgelöſtes Haar kräuſeln und durchflattern ließ. Der liebe Gott hat den Wind geſandt, daß er die Menſchen kühle und erfriſche, und wenn er mit ſeinem friſchen Hauch ſich an meine Wange lehnt, ſo mein' ich, es iſt Gott ſelber, der mich küßt. Hab' darum all mein Tag der lieben Gottesluft bei mir Thür und Fenſter geöffnet, und nimmer geduldet, daß man dem lieben Gott bei mir die Fenſter ſchließe. Dafür aber hat er mich auch geſund und ſtark gemacht, denn die Luft iſt der Odem Gottes und der macht ſtark! Schaut nur, ſchaut nur, wie der Wind ſich aufbauſcht in meinem Buſentuch, als wollt' er mich mahnen, es von mir zu werfen;

nun Du haſt recht, Du lieber Gotteswind, will's mir bequemer machen, und die ganze Laſt von mir werfen!

Sie warf ihr Tuch ab, und gab ihren Hals und ihre Schultern dem Zugwind preis, deſſen Pfeifen und Brauſen die Kammerfrauen mit Entſetzen, die Kaiſerin mit Vergnügen erfüllte.

Jetzt ſoll man meinem verſchmachtenden Gaumen etwas zur Erquickung bringen! rief Maria Thereſia. Die Kammerfrauen ſtürzten der Thür zu, jede bemüht, die Erſte zu ſein, den vielwillkommenen Befehl auszuführen, der ſie einen Moment aus dem luftigen Zimmer erretten konnte.

Dann kamen die Lakaien mit den geforderten Erfriſchungen, und Maria Thereſia, inmitten des von heftigem Zugwind durchweheten Zimmers ſitzend, glühend noch immer von Hitze und Aufregung, trank in Eis gekühlte Limonade, und aß Erdbeeren dazu*).

Mitten in dieſer behaglichen Ruhe ward die Kaiſerin

*) Karoline Pichler Denkwürdigkeiten Th. I. S. 18. 19. — Die Kaiſerin konnte die größte Kälte und Zugluft vertragen, und hatte Winter und Sommer die Fenſter geöffnet. Geheizt durfte bei ihr gar nicht werden, ſie wußte nicht, was Rheumatismus ſei, und ſelbſt im Winter ſtand neben ihrem Schreibtiſch ein Fenſter offen, ſo daß oft die Schneeflocken auf das Papier fielen, an dem ſie ſchrieb. Kaiſer Joſeph ging daher im Winter nie anders als in einen Pelz gehüllt zu ſeiner Mutter.

durch den eintretenden Kammerhusaren gestört, welcher den Fürsten Kaunitz meldete.

Maria Theresia erhob sich hastig von ihrem luftigen Sitz. Der Fürst kommt! rief sie. Schließet eilig die Fenster und Thüren, damit er keine Zugluft spüre*)!

Mit fast ängstlicher Aufmerksamkeit schaute sie den Dienerinnen zu, und erst, als sie sich überzeugt, daß alle Fenster fest geschlossen, und nirgends die Zugluft mehr Eingang finden könne, befahl sie die Thür zu öffnen, und den Fürsten einzulassen.

Fürst Kaunitz näherte sich der Kaiserin mit seiner gewohnten gravitätischen Ruhe und Gelassenheit, und indem er sich tief vor ihr neigte, sagte er mit seiner unveränderten, gleichmäßigen Stimme: Ich bringe Ew. Majestät und mir selber, ich bringe vor allen Dingen Oesterreich meinen Glückwunsch zu Eurer Majestät Genesung dar! Ich, welcher noch niemals vor einem Feinde gezittert habe, ich zitterte vor diesem Feind, der das Kaiserhaus heimsuchte, und der schlimmer ist als alle menschlichen Feinde Eurer Majestät. Gegen diese haben wir unsere Schwerter, unsere Staatsklugheit und unsere List, aber gegen jenen giebt es keine Waffen und alle Klugheit ist da umsonst.

*) Wraxall. Vol. II. S. 380.

Aber der Swieten hat mich doch errettet, und ihm danke ich nächst Gott mein Leben, sagte die Kaiserin lebhaft. Weiß wohl, daß Er weder von Aerzten, noch von Gott viel hält, kann Ihm aber sagen, daß, wenn man auf dem Krankenbett liegt in Schmerzen und Nöthen, man Beide gar sehr schätzen lernt. Will Ihm aber doch wünschen, daß er nimmer auf diese Weise den Aerzten vertrauen und Gott lieben lernt, denn allzeit bleibt es ein schlimm und traurig Ding um das Krankenbett; in meinen geplagten und schlaflosen Nächten hab' ich mich gar oft gesehnt nach Seinem ernsten Angesicht, und es kam über mich wie eine tiefe Herzenstrauer, wenn ich mir dacht, daß ich wohl nimmer mit Ihm mehr in ernsten Conferenzen das Wohl meines lieben Oesterreichs überlegen, und Seinen guten Rath empfangen würde.

Ich aber wußte, daß Ew. Majestät genesen würden, sagte Kaunitz mit ungewohnter Wärme. Ich wußte, daß Sie genesen mußten, weil Oesterreich Sie nicht entbehren kann, und weil Ew. Majestät ein großes und starkes Herz haben, welches den Tod selbst zu überwinden versteht!

Die Kaiserin erröthete vor Vergnügen; es war so *selten*, daß Fürst Kaunitz sich zu einer Schmeichelei her-

ablieſs, daſs ſie dadurch doppelt an Werth gewann, und faſt zur Wahrheit ward.

Er meint alſo immer noch, daſs ich meinem Oeſterreich nöthig bin? fragte ſie.

Ich meine es immer noch, Majeſtät.

Aber wenn's nun Gott nicht vermeint hätte, wenn er mich zu ſich gerufen hätte, ſag' Er mir doch, was würde Er alsdann gethan haben?

Ich würde weiter gearbeitet haben im Dienſt meines Vaterlandes und meiner Pflicht, ſagte Kaunitz, aber ich würde mit Gott gegrollt haben mein ganzes Leben lang, ich würde ihm vorgeworfen haben, daſs er es nicht ehrlich meine mit Oeſterreich, daſs er keine vernünftige Politik treibe, ſondern *auch* die Extreme und Neuerungen liebe!

Er iſt ein arger Spötter, Herr Fürſt, rief die Kaiſerin lächelnd. Denk' wohl, der Herrgott da droben muſs Ihn in beſondere Affection genommen haben, daſs er Ihm Seine ſchlimmen Reden allzeit vergiebt, und nicht zu Gericht mit Ihm geht. Mein' auch, der Herrgott ſchaut auf den Grund der Herzen und weiſs noch beſſer, wie ich, daſs es nit ſo ſchlimm mit Ihm iſt, wie Er ſich den Anſchein giebt, und daſs Er doch ein redlicher, guter und treuer Menſch iſt, wenn Er's

ſich zuweilen auch herausnimmt, mit dem lieben Gott ein wenig unmanierlich und sans façon umzugehen. Verzeiht Ihm das doch auch Seine Kaiſerin, wie ſollt's Ihm nicht der große, langmüthige Gott verzeihen! Und jetzt ſage Er mir, Kaunitz, wie ſchaut's aus in meinem Reich! Habe ſechs lange Wochen nicht gearbeitet, und keine Documente und Actenſtücke geleſen!

Ich, Majeſtät, habe deſto fleißiger gearbeitet den Tag über für mich, die Nacht für Ew. Majeſtät, und ſo iſt nichts unerledigt und im Rückſtand geblieben, und ſo gehet der Bau ruhig und ungefährdet weiter nach unſerm Plan und Grundriß. Wir werden immer ſtärker im Innern, das macht uns auch ſtärker nach Außen, und bald werden wir ſein, was wir zu ſein berufen ſind, die gleichberechtigte, gleichmächtige, vierte Großmacht von Europa, ſo ſtark und machtvoll, wie Oeſterreich ſelbſt damals nicht war, als die Sonne nie in ſeinen Grenzen unterging. Denn das Reich Karls des Fünften war groß, aber es fehlte ihm die Stärke und die Muskelkraft ſeiner Glieder. Oeſterreich iſt heute innerlich größer, als damals, wo es noch das Elſaß, Neapel und Sicilien beſaß, denn damals glich es einer umgeſtürzten Pyramide, welche auf ihrer Spitze ſteht, und durch das Gewicht ihrer obern Schwere hin und her ſchwankt.

Die Pyramide ist jetzt etwas leichter geworden, aber sie steht der Natur gemäß auf ihrer breiten Basis und ist also fest und unerschütterlich*). Denn die Stärke eines Staates beruht nicht blos auf der Masse der innern Kräfte, sondern auf der richtigen Anwendung derselben. Und diese haben wir jetzt erstrebt, und dadurch ist Oesterreich größer, als es je gewesen.

Größer auch wie damals, als Schlesien noch unser war? Hab's wohl gehört, daß Er vorher, wie Er von den verlorenen Ländern sprach, mein Schlesien nicht erwähnte. Wir haben freilich das Elsaß und Neapel wohl verschmerzen können, es waren abgelöste Theile des großen Ganzen, und sie haben uns oft mehr Last und Sorge und Hinderniß als Vortheil und Größe gebracht. Aber Schlesien gehörte zu uns, es war ein Theil vom einigen Ganzen, dasselbe Blut pulsirte in seinen, wie in Oesterreichs Adern, es hatte dieselben Gewohnheiten, dieselbe Sprache, dasselbe Herz. Oh, ich werd's doch nimmer und nimmer verwinden, daß ich mein Schlesien verloren hab'.

Denke wohl, Majestät, daß wir uns eines Tages Ersatz dafür schaffen wollen, sagte Kaunitz ruhig.

---

*) Briefe eines reisenden Franzosen. Th. I. S. 42.

Meint Er, daß wir's ihm eines Tages werden wieder abnehmen können? fragte die Kaiserin mit freudiger Hast.

Dem König von Preußen? Nein, Majestät, der hält fest, was er einmal erfaßt hat, und für den giebt es kein Rückwärts, sondern immer nur ein Vorwärts, denn das Rückwärts würde ihn in das Nichts zurückschleudern, das Vorwärts allein macht ihn groß. Er weiß das sehr wohl, und deshalb wird er wachsam sein und immer das Schwert aufrecht halten, um zuzuschlagen, so wie er uns nur die leiseste Fingerbewegung nach diesem Schlesien machen sieht. Nein, Majestät, wir werden Schlesien nicht wieder bekommen, aber, ich wiederhole es, wir werden uns Ersatz dafür verschaffen. Um das zu können, müssen wir erst im Besitz unserer vollen Kraft und Stärke sein.

Er will mir doch keinen Eroberungskrieg anzetteln? rief Maria Theresia erschrocken.

Nein, Majestät, aber wenn wir irgendwo sehen sollten, daß sich zwei Adler um ein unschuldig Lamm streiten, und daß das arme Thier nicht mehr zu retten ist, so mein' ich, werden wir uns erinnern, daß dem österreichischen Doppeladler auch ein Antheil an der Beute gehört, und daß es den beanspruchen muß. Ich

ſehe große und ſchlimme Dinge ſich vorbereiten, und in einem Jahrzehent wird die ganze Welt ſich anders geſtaltet haben. Die Kaiſerin Katharina von Rußland iſt eine kühne und unternehmungsluſtige Frau, ſie wird nicht blos Männerherzen, ſondern auch Länder erobern wollen. Der König von Preußen weiß das ſo gut wie wir, und er ſucht ſchon jetzt die Freundſchaft Rußlands, damit er dereinſt an ſeinen Eroberungen nicht gefährdet wird.

Da ſei Gott vor, daß ich es dem König von Preußen nachthun ſollte, rief die Kaiſerin. Mag und werd' nimmer die Freundſchaft dieſer Frau ſuchen, deren Thron mit Blut befleckt iſt, und die mit ſtolzem Hohn Alles verſpottet, was Tugend, Ehrbarkeit und Sitte fordert.

Ew. Majeſtät werden gewiß auch niemals mit der Frau, ſondern immer nur mit der Kaiſerin, mit der Beherrſcherin eines großen Nachbarſtaates zu verkehren haben!

Rußland iſt nicht der Nachbarſtaat Oeſterreichs, rief Maria Thereſia heftig. Hab' einmal an die Kaiſerin Eliſabeth geſchrieben: „werd' immer Eure gute Freundin ſein, aber mit meinem Wiſſen und Willen niemals Eure Nachbarin*).“ Ich denk' noch heute ſo, daß ich nimmer

*) Hiſtoriſch.

möcht' Rußland meinen Nachbar nennen. Noch liegt Polen zwiſchen Oeſterreich und Rußland!

Ja, noch liegt Polen dazwiſchen, ſagte Kaunitz mit einem feinen Lächeln, aber wer weiß, wie lange noch!

Mann, rief die Kaiſerin erſchrocken, Er will doch nicht damit andeuten, daß wir jemals es wagen könnten, uns an Polen zu vergreifen?

Nicht wir werden es thun, aber die Kaiſerin von Rußland!

Das iſt unmöglich, das wird, das kann ſie nicht wagen! rief die Kaiſerin.

Wagen! ſagte Kaunitz achſelzuckend. Vieles wird nicht gewagt, weil es ſchwer iſt, weit mehr iſt nur darum ſchwer, weil es nicht gewagt wird*). Die Kaiſerin von Rußland wird ſehr Vieles wagen, weil ſie es verſteht, die Sachen leicht zu nehmen, und an ihre Ausführbarkeit glaubt. Die Despoten haben überhaupt immer mehr ausgerichtet und erlangt, als die gewiſſenhaften Herrſcher, und die Kaiſerin Katharina iſt eine große Despotin. Wir werden ſehr bald ernſtlich daran denken müſſen, uns um ihre Freundſchaft zu bewerben, um zur rechten Stunde mit ihr in gutem Einvernehmen zu ſein.

*) Des Fürſten Kaunitz eigene Worte. Siehe: Hormayr *Plutarch*. Zwölftes Bändchen S. 271.

Ich, die Maria Thereſia, ich ſollte ſo weit herabſteigen, um die Freundſchaft dieſer Kaiſerin zu ſuchen, welche unter dem Todesgeächze ihres Gemahls ſeinen Thron beſtieg, geführt von ihren Buhlern, deren Hände noch vom Blut des gemordeten Kaiſers trieften. Bedenk' Er, Herr Fürſt, bedenk Er, was Er da von mir fordert, und was ich Ihm nun und nimmermehr bewilligen kann!

Ew. Majeſtät denken groß und kühn genug, um dem Wohl des Vaterlandes Ihre perſönlichen Antipathieen opfern zu können, ſagte Kaunitz mit ſeiner gewohnten Gelaſſenheit. Ew. Majeſtät haben eines Tages an Farinelli geſchrieben, und dieſer Brief hat uns die Freundſchaft des Königs von Spanien und ſeiner Kinder von Parma und Neapel eingetragen, dieſer Brief iſt die mittelbare Veranlaſſung, daß wir jetzt eine Erzherzogin von Oeſterreich zur Königin von Neapel machen werden!

Machen wollten, Herr Fürſt, unterbrach ihn Maria Thereſia ſeufzend. Die Braut des Königs, meine liebe Tochter Johanna, iſt geſtorben.

Aber die Erzherzogin Joſepha lebt, und ich wollte Ew. Majeſtät eben vorſchlagen, die Erzherzogin Joſepha

dem König von Neapel, der um ſie werben läßt, zu vermählen.

Das Haus Neapel beharrt alſo darauf, ſich mit uns zu verbinden? fragte die Kaiſerin. Es fordert für ſeinen König jetzt, da die andere Braut geſtorben, unſere Joſepha? Arme Joſepha, ich bedaure ſie, denn man hat mir geſagt, daß der junge König ein gar wilder, ungezähmter und kindiſcher Geſelle iſt, nicht beſſer als die Lazaroni, die ſeine liebſte Geſellſchaft ſind. Die Joſepha wird ein traurig und gefährlich Leben an ſeiner Seite führen.

Ew. Majeſtät, die junge Erzherzogin heirathet nicht den jungen, wilden Geſellen, der allerdings nicht leſen und ſchreiben kann, und dem die Lazaroni die liebſten Freunde ſind. Sie heirathet vielmehr den König von Neapel, und kein Mann iſt ſo ſchlimm, daß ſeine Fehler ſich nicht unter einer Krone und einem Purpurmantel verbergen ließen. Die Politik iſt der Brautwerber des Königs von Neapel!

Und wir werden ihm meine ſchöne Tochter Joſepha geben, aber wirklich als ein Opfer, das wir der Politik darbringen. Nun, möge ſie nur ihre Pflicht gegen Gott und ihren Gemahl treu erfüllen, ſo müſſen wir zu-

frieden ſein, ſelbſt wenn Joſepha ſich unglücklich fühlen ſollte.*)

Und dieſe Vermählung wird immer noch die Folge jenes Briefes ſein, den Ew. Majeſtät eines Tages an Farinelli ſchrieben, ſagte Kaunitz mit unerſchütterlicher Ruhe, die Abſicht ſeines Geſpräches verfolgend. Ew. Majeſtät haben auch eines Tages an die Marquiſe Pompadour geſchrieben; dieſer Brief hat uns nicht blos das Bündniß mit Frankreich verſchafft, ſondern er wird der Erzherzogin Marie Antoinette den Thron von Frankreich eintragen. Ew. Majeſtät mögen jetzt immerhin die Gnade haben, die Erzherzogin auf ihre hohe Beſtimmung vorzubereiten, und ſie zu einer Königin von Frankreich erziehen zu laſſen. Der König Ludwig von Frankreich iſt einverſtanden mit unſerm Plan, und wenn die Erzherzogin hinlänglich erwachſen iſt, wird Se. Majeſtät von Frankreich einen eigenen Geſandten an Ew. Majeſtät ſenden, zur feierlichen Anwerbung um die Hand der Erzherzogin für ſeinen Enkel, den Dauphin von Frankreich. — Ew. Majeſtät ſehen, welche große Dinge die Freundſchaftsbriefe, die meine erhabene Kaiſerin der tugendhaften Frau Maria Thereſia abgerungen, immer

*) Der Kaiſerin eigene Worte. Siehe: Maria Thereſia als Mutter. Mitgetheilt von Fried. Firnhaber.

gehabt haben, und, wenn es daher die Politik erfordert, werden Ew. Majeſtät auch für die Kaiſerin von Rußland thun, was Sie für Farinelli und die Pompadour gethan. Die erſten beiden Briefe haben uns Königskronen für die Prinzeſſinnen erworben, der letzte Brief kann uns vielleicht eine Provinz erobern!

Eine Provinz! rief die Kaiſerin, und indem ſie ganz dicht zu Kaunitz herantrat, legte ſie in der ungeſtümen Erregung ihres ganzen Weſens ihre Hand auf ſeine Schulter. Sage Er mir, Kaunitz, rief ſie glühend, was ſind das für ſchlimme und furchtbare Pläne, die Er da in ſeinem klugen Kopf ausgebrütet hat!

Es ſind Pläne, ſagte der Fürſt, die ich ſeit manchem Jahr —

Auf einmal verſtummte er, und blickte ſtarr und mit einem Ausdruck tiefen Schreckens in das Antlitz der Kaiſerin, deſſen furchtbare Veränderung ihm ſeine überaus große Kurzſichtigkeit bis jetzt verborgen hatte, und die er nun, da ihm die Kaiſerin ſo nahe getreten, erſt gewahrte.

Nun? fragte die Kaiſerin, welche die Urſache von dem Erſchrecken des Fürſten nicht ahnte, nun, warum verſtummt Er auf einmal? Er hat doch wohl nicht den Muth, mir ſeine Pläne mitzutheilen, und Er ſieht ein,

daß sie gefährlich und nicht ganz ehrlich sind? Nun, mein Gott, so rede Er doch!

Aber der Fürst fühlte sich keines Wortes mächtig, der Schreck war zu plötzlich, zu unerwartet gekommen, auf eine zu grauenvolle Weise hatte der Anblick dieses verzerrten, von der grausamen Hand des Todes zerkratzten Antlitzes die kalte, gewohnte Ruhe des Fürsten erschüttert; er fühlte, daß er seine Fassung verloren habe, daß in diesem Moment der Mensch in ihm mächtiger sei als der Staatsmann.

Verzeihen Ew. Majestät, sagte er, indem er schwankend und todesbleich zurückwich, aber ich fühle mich außer Stande weiter zu sprechen. Ein plötzlicher Schwindel hat mich ergriffen, es verwirrt sich Alles vor meinen Blicken. Ich muß Ew. Majestät um Erlaubniß bitten, mich entfernen zu dürfen!

Er wartete die Erlaubniß der Kaiserin gar nicht ab, mit einer stummen, eiligen Verbeugung wandte er sich ab, und eilte mit ungewohnter Hast der Thür zu.

Die Kaiserin schaute ihm mit staunenden, besorgten Blicken nach. Was mag ihn nur so auf einmal betroffen haben? fragte sie sich selber. Er sah so entsetzt und angstvoll aus, als habe er plötzlich ein furcht-

bares Geſicht geſehen! Nun, es wird wieder ein Mal eine ſeiner Launen geweſen ſein, weiter nichts!

Und die Kaiſerin warf mit einem halb verächtlichen Lächeln das Haupt zurück; da traf ihr Blick ganz von Ungefähr den Spiegel, in deſſen Nähe ſie ſtand, und in dem Spiegel ihr eigenes Bild.

Maria Thereſia ſchreckte zuſammen und ſtarrte ſich an. Dann auf einmal brach ſie in ein lautes Lachen aus. Ach, rief ſie heiter, ich wundere mich, daß der Fürſt auf einmal ſo entſetzt ausgeſehen, als habe er ein furchtbares Geſicht geſchaut! Mich ſelber hat er geſchaut, und ich bin die Meduſe geweſen, die ihn verſteinert hat. War ihm zuletzt ſo nahe getreten, daß er mich erkennen konnte. Armer Mann, hatte mich bis dahin in ſeiner Kurzſichtigkeit immer noch mit dem Geſicht gedacht, wie ich einſt geweſen. Armer, kurzſichtiger Mann! Meine Larve hat ihn erſchreckt, und er iſt davon gelaufen, wie vor einem Geſpenſt. Nun, wollen verſuchen ihn von dem Schrecken zu heilen! Bin ihm viel Dank ſchuldig. Muß dem armen, erſchrockenen Mann wohl ein Zeichen meiner Gnade geben! Will ihm einen recht ſchönen Orden geben, das wird ihn freuen, denn er iſt eitel!

Während die Kaiſerin zu ihrem Schreibtiſch trat,

um zu dem Orden, den ſie dem Fürſten ſchicken wollte, einen Geleitsbrief zu ſchreiben, war Fürſt Kaunitz, ſich angſtvoll mit ſeinem Taſchentuch den Mund verhüllend, um keine Luft einzuathmen, zu ſeinem Wagen geeilt, mit einem ſtummen wohlbekannten Wink der Hand den Diener bedeutend, daß er ſo raſch als möglich nach Hauſe fahren wolle.

Nicht mit der gewohnten, gravitätiſchen Ruhe, ſondern haſtig, wie vor einem Schreckbild flüchtend, eilte er die Stiegen ſeines Palaſtes hinauf, und durch die lange Reihe der Gemächer, die heute zu einem Feſte zur Wiedergeneſung der Kaiſerin, das der Fürſt dem Adel Wiens gab, geöffnet waren. Ohne die junge Gräfin Clary, welche ihm ſchon in ſtrahlender Toilette entgegentrat, nur eines Blickes zu würdigen, rannte der Fürſt in ſein Arbeits-Kabinet; dort vor ſeinem Schreibtiſch auf dem Lehnſtuhl niederſinkend, bedeckte er mit ſeinen Händen ſein Geſicht, und ein angſtvolles, qualvolles Stöhnen kam aus ſeiner Bruſt hervor. Es war ihm immer noch, als habe er ein Geſpenſt geſehen, als habe er das grauenvolle Antlitz des Todes ſelber erſchaut. Das war nicht ſeine Kaiſerin, nicht die ſchöne, majeſtätiſche, ſtrahlende Maria Thereſia geweſen; der Tod, den er ſo ſehr haßte, den er ſo ſehr fürchtete, deſſen Erwähnung er

mit ängſtlicher Scheu vermied, der Tod hatte ſich die Geſtalt der Kaiſerin erborgt, und hatte ihn geäfft mit ſeinem eigenen Angeſicht. Es war eine Viſion geweſen, keine Wirklichkeit. Denn war es wohl möglich, daß eine Krankheit ſo furchtbar ein Antlitz zu entſtellen vermochte, konnte es denn ſein, daß die reine, ſtrahlende Schönheit der Kaiſerin ſo plötzlich ſich in eine ſchreckenerregende, grauenvolle Häßlichkeit verwandeln könnte? Dieſes bleiche, zerfetzte, verzerrte Antlitz gehörte das derſelben Maria Thereſia, die er einſt mit ſtrahlender Purpurröthe, mit flammenden Augen, mit lächelnden Lippen, mit weithin wallenden Locken auf dem ſchäumenden Rappen den Schloßberg in Peſth hatte hinaufſprengen ſehen, das Schwert des heiligen Stephan, welches in der Sonne blitzte, hoch in ihrer Rechten ſchwingend*)? War es, konnte es ſein, daß ein holdes Götterantlitz ſich zu einer Fratze verzerrte?

Der Fürſt empfand zugleich ein unheimliches Grauen und einen tiefen Schmerz, und was ihm ſeit manchem langen Jahr, was ihm ſeit dem Tode ſeiner Mutter nicht geſchehen, das geſchah ihm jetzt, — Fürſt Kaunitz weinte!

---

*) Groß Hoffinger. Th. I. S. 84.

Aber allmälig ward er dieſer unnatürlichen Aufregung Herr, allmälig trockneten die Thränen, und konnten den ungewohnten Weg zu ſeinen Augen nicht mehr finden, allmälig nahm das Antlitz des Fürſten wieder ſeine ſonſtige kalte Marmorruhe an, richtete er ſich wieder ſtolz und feſt empor. Unbeweglich, ſteif aufrecht ſaß er in ſeinem Lehnſtuhl da, mit ſeinen großen kalten blauen Augen in das Leere ſchauend. So ſaß er eine lange Zeit; dann hob dieſe Statue langſam den Arm, dann richtete dieſer kalte Blick mit ſeiner gewohnten Ruhe ſich auf den Schreibtiſch. Fürſt Kaunitz war wieder er ſelbſt geworden, der beſonnene, ruhige Staatsmann, der ſelbſt mit dem Tode zu diplomatiſiren gedachte!

Er nahm eine Feder und ſchrieb eine „Inſtruction an ſeine Vorleſer.“ In dieſer Inſtruction befahl er ſeinen Vorleſern durchaus und ſorgfältig bedacht zu ſein, in ihren Vorträgen zwei Worte niemals auszuſprechen, und zu erwähnen, die zwei Worte: der Tod und die Pocken. Sollte eins dieſer Worte in den Berichten und Actenſtücken, die ſie ihm vorzuleſen hatten, erwähnt werden, ſo ſollten ſie es zu umſchreiben ſich bemühen. Außerdem machte er es ihnen zur ſtrengſten Pflicht, Jedermann, dem der Fürſt Audienz ertheilen würde, vorher zu inſtruiren, damit er es nicht wage dieſer beiden

fürchterlichen Worte Tod und Blattern im Gespräch mit dem Fürsten zu erwähnen. Auch sollten die Vorleser mit dieser Instruction zu der Gräfin Clary gehen, und sie dieselbe lesen lassen, damit auch sie darnach handele, und den Gästen des Fürsten die nöthige Warnung ertheile*).

Als der Fürst diese seltsame Instruction vollendet hatte, klingelte er, um das Papier sogleich an seine Vorleser zu senden. Der eintretende Kammerdiener überreichte ihm ein Packet und einen Brief von Ihro Majestät der Kaiserin.

Das Packet enthielt das Großkreuz des St. Stephan-Ordens, aber nicht in der Weise, wie er sonst getragen ward, sondern blitzend von den schönsten und herrlichsten Brillanten. Der Brief war von Maria Theresia selbst geschrieben, eine würdige und schöne Antwort auf die „Instruction" des Fürsten Kaunitz.

Die Kaiserin schrieb: „Ich sende Ihnen das Großkreuz des St. Stephan-Ordens, und um Ihnen eine besondere Auszeichnung zu gewähren, sollen Sie es in Brillanten tragen. Sie haben so viel dazu beigetragen es zu verherrlichen, daß ich mit Eifer diese meinem

*) Hormayr, Oesterreichischer Plutarch. Bd. 12. S. 274. — *Swinburne* Vol. I. 336.

Herzen ſo theure Gelegenheit ergreife, um Ihnen einen Beweis der Dankbarkeit zu geben, die ich Ihnen ſeit langer Zeit ſchulde, und die nur mit meinem Leben enden wird*)!"

Maria Thereſia.

*) Wraxall II. 479.

Druck von W. Vormetter in Berlin.

39 29200

Stanford University Libraries
3 6105 015 204 600

PT
2438
M1E5
v.1
pt.3

Stanford University Librarie
Stanford, California

Return this book on or before date due.

JUL 23 1977

JUN 5 1978

FEB 17 1980